

Rezensionen

Veronika Lukas (Hg.), *Die jüngere Translatio s. Dionysii Areopagitae* (MGH SS rer. Germ. in usum scholarum 80) Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2013; VI+619 S.; ISBN 978-3-447-10041-0

Das Kloster St. Emmeram in Regensburg erlebte in der Mitte des 11. Jahrhunderts seine kulturelle Blütezeit, wovon u. a. eine Reihe bedeutender literarischer Werke zeugt. Leider sind diese bislang – wenn überhaupt – nur in Teilen und in Ausgaben zugänglich, die den Standards moderner Editionen nicht entsprechen. Dies gilt auch für die beiden Werke über die behauptete Translation der Gebeine des Paulusschülers Dionysius, des Patrons des westfränkischen Reichs, von St-Denis nach St. Emmeram. Beide liegen in Ausgaben des 19. Jahrhunderts (jüngere *Translatio* MGH SS XI, 1854, S. 343–375) oder des beginnenden 20. Jahrhunderts (ältere *Translatio* MGH SS 30,2, 1926–1954, S. 823–837) vor, ohne sich allerdings auf eine quellenkritisch erarbeitete Grundlage zu stützen und damit wissenschaftlichen Anforderungen zu genügen. Dies trifft in erster Linie auf die Edition des jüngeren *Translationsberichts* zu, die sich als Textgrundlage des von Fürstabt Johann Baptist Kraus 1750 besorgten Drucks bedient, der seinerseits wiederum auf der Grundlage von Abschriften des 15. Jahrhunderts basiert. Diese Unzulänglichkeit der Textwiedergabe wurde vor allem von der Regensburger Stadtgeschichtsforschung als unbefriedigend empfunden, denn gerade der jüngere *Translationsbericht* enthält Nachrichten, die für die Stadtgeschichte von großem Interesse sind und einen tiefen Einblick in das Selbstverständnis und Anspruchsdenken der St. Emmeramer-Klostergemeinschaft gestatten. Diesem Defizit hat Frau Veronika Lukas auf Anregung von Franz Fuchs durch die mustergültige Herausgabe der jüngeren *Translatio s. Dionysii Areopagitae* abgeholfen. Auf der Grundlage einer umfassenden kritischen Textanalyse und einer genauen Untersuchung der Überlieferungsgeschichte der vorhandenen Handschriften (S. 111–144) kommt sie zu dem Ergebnis, dass es sich bei

der Handschrift München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 17142 um die älteste erhaltene Textfassung der *Translatio* handelt, die, wenn nicht als Autograph, so doch als autornahe Niederschrift zu klassifizieren ist. Von ihr sind, vermittelt durch eine im 16. Jahrhundert allerdings verlorengegangene Handschrift x, alle weiteren Textzeugen abhängig (vgl. *Stemma* S. 150). Diese Handschrift Clm 17142 dient folglich auch als Grundlage der neuen Edition. Zu begrüßen ist, dass Frau Veronika Lukas neben den lateinischen Text eine deutsche Übersetzung stellt, so dass die Edition eine erfreuliche Zukunftsperspektive für die Zeiten schwindender Lateinkenntnisse bekommt. Die Textwiedergabe ist mit größter Sorgfalt und immenser Sachkenntnis erarbeitet. So sind die Textvarianten anderer Handschriften umfassend berücksichtigt und in den Anmerkungsapparat eingearbeitet. Die Kommentierung zeugt von einem profunden Kenntnisreichtum der Bearbeiterin von klassischen und christlichen Autoren der Antike, der Kirchenväter, der Hagiographie, der mittelalterlichen historiographischen Werke (vgl. *Stellenregister* S. 489–504) und der Forschungsliteratur.

Frau Lukas datiert aufgrund einer eingehenden Quellenanalyse die Entstehung des jüngeren *Translationsberichts* in die Zeit zwischen 1050 und 1100, ohne eine nähere zeitliche Festlegung zu wagen. Ihrer Meinung nach war es das Anliegen des unbekanntem Verfassers, offensichtliche Mängel und Ungeheimheiten der älteren *Translatio* zu beseitigen, um den Anspruch St. Emmerams auf den Besitz der Gebeine des Heiligen gegen Einwände und Zweifel abzusichern. Dazu betrieb er umfangreiche Quellenstudien, wobei er sich auf Hilduins *Dionysiaca* als Hauptquelle stützte und alles ihm verfügbare Material zu Dionysius heranzog. Dass es sich bei dem Autor um einen hochgebildeten Emme-

ramer Mönch handelte, zeigen seine ausgezeichneten Kenntnisse antiker Autoren, der großen Kirchenväter, der Hagiographie und frühmittelalterlicher Geschichtswerke. Die praktische Zweckbestimmung des Translationsberichts sieht Frau Veronika Lukas darin, dass er am Translationsfest des Heiligen den Festbesuchern vorgetragen werden sollte. Dies legt jedenfalls der anspruchsvolle Erzählstil nahe, der offenkundig die Aufmerksamkeit von Hörern erregen sollte. Diese Interpretation der Zweckbestimmung des Werkes führt Frau Veronika Lukas zur Annahme, dass die Abfassung des Werkes in Zusammenhang mit den Baumaßnahmen stehen könnte, die nach dem Brand von 1062 notwendig geworden sind. Möglicherweise sollten die Kosten durch einen neuen Heiligenkult, der für einen Zulauf größerer Pilgerströme sorgen sollte, finanziert werden. Diese Annahme könnte auch durch die Beobachtung gestützt werden, dass im 10. und 11. Jahrhundert an vielen Orten die Neigung spürbar war, Heilige mit eher regionaler Bedeutung durch solche mit überregionaler Ausstrahlung zu ersetzen. Demnach könnte es ein Anliegen des Klosters gewesen sein, den im Wesentlichen auf den Regensburger und bayerischen Raum beschränkten Emmeramskult durch den Kult des hl. Dionysius zu ersetzen, dem als Apostelschüler universale Bedeutung zukam.

Erstaunlich ist, dass die Traditionslegende in St. Emmeram offenkundig in den ersten Jahrhunderten nach ihrer mit großem geistigen Aufwand betriebenen Erfindung wenig propagiert wurde. So ist der hl. Dionysius weder in den Traditionen des Klosters als Patron erwähnt, noch wurde sein Kult sonderlich gepflegt. Folglich fand die Dionysius-tradition nicht einmal einen Niederschlag in den aus Regensburg stammenden historiographischen Aufzeichnungen der Zeit. Für ihre Verbreitung sorgten zu einem späteren Zeitpunkt in erster Linie die Chronik Frutolfs von Michelsberg in der Überarbeitung durch Ekkehard von Aura († nach 1125), die Chronik Ottos von Freising († 1158) und Andreas von Regensburg († nach 1442). Erst durch die Publikation der *Annalen Aventins* (1554) wurde die Regensburger Legende einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht.

Die vorliegende Edition kann in allen Punkten als mustergültig bezeichnet werden. Sorgfältig erarbeitete ausführliche Wörter- und Namenregister (S. 505–619) ermöglichen eine gezielte Suche. Ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 159–172) sowie eine eingehende Kommentierung der vorhandenen Handschriften und Editionen (S. 111–156, 173) bieten eine Zusammenfassung des aktuellen Wissensstands.

Peter Schmid

Tobias Küss, Die älteren Diepoldinger als Markgrafen in Bayern (1077–1204). Adlige Herrschaftsbildung im Hochmittelalter (Münchner Beiträge zur Geschichtswissenschaft 8), München: Herbert Utz Verlag 2013; 432 S.; ISBN 978-3-8316-4261-8

Die bei Roman Deutinger in München entstandene Dissertation von Tobias Küss nimmt die älteren Diepoldinger, diese Familie von „exzeptioneller reichspolitischer Bedeutung“ (S. 12), in den Fokus. Dies ist äußerst verdienstvoll, denn die beiden einzigen bisher zu diesem Thema erschienen Monographien von Doeberl (1894) und Throner (1944) entstammen gänzlich anderen wissenschaftlichen Forschungsumgebungen und genügen modernen Fragestellungen daher nur mehr unzureichend. Gerade in den letzten Jahren erfuhr besonders die Adelforschung neue Impulse, die der Verfasser konzeptionell und methodisch übernimmt. Vor allem die weg-

weisende Studie von Dendorfer über adelige Gruppenbildung und Königsherrschaft von 2004 ist für die Arbeit von „themenübergreifender Bedeutung“ (S. 20).

Ebenso kann sich der Verfasser auf die Erträge der letzten 70 Jahren Forschung stützen. Hierzu zählen unter anderem die zahlreichen Editionen, die nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden sind und die eine breite Quellenbasis wie im vorliegenden Fall überhaupt erst ermöglichen. In dieser relativ quellenarmen Epoche liegt die Hauptlast dabei auf den Traditionsnotizen und Königsdiplomen.

Der Untersuchungszeitraum wird begrenzt

durch den Aufstieg Diepolds II. zum Markgrafen im Jahre 1077 und den Tod des letzten „älteren“ Diepoldingers Berthold III. 1204.

Das gesteckte Ziel ist es, den „Werdegang dieser Familie nachzuzeichnen“ und die „herrschaftlichen Fundamente“ (S. 12) zu rekonstruieren. Dazu wird im ersten Abschnitt des Hauptteils die noch immer mit gewissen Unsicherheiten behaftete Genealogie der Diepoldinger von den Anfängen bis Berthold III. († 1204) entwickelt. Im zweiten Teil werden die Herrschaftsrechte und Besitzungen der Familie zusammengetragen und beschrieben. Im dritten und letzten Abschnitt werden die sozialen Beziehungen der Diepoldinger nachgezeichnet, und zwar zu allen gesellschaftlichen Ebenen. Es werden ebenso die Kontakte zum Königtum deutlich als auch diejenigen zu gleichgestellten Familien oder zu den Gefolgsleuten.

Das Verdienst der besprochenen Arbeit liegt zweifelsohne darin, die bisher bekannten, aber allzu oft als unzuverlässig erkannten Kenntnisse über die Diepoldinger auf sichere Grundlagen gestellt zu haben. Künftigen Untersuchungen des Adels und seiner Verflechtungen auf Reichsebene werden damit genauso um eine wichtige Facette ergänzt wie die regional- und ortshistorische Forschung. Diese wird davon profitieren, nunmehr den letzten Stand zu den Protagonisten der *mar-*

chiae Nabburg und Cham vom 11. zum 13. Jahrhundert vorliegen zu haben. Über die Listen in den entsprechenden Abschnitten sowie die zahlreichen Karten ist ein schneller Zugriff auf einzelne Orte und (Ministerialen-) Familien möglich.

Hinsichtlich der bibliographischen Angaben kann man sich fragen, ob der konsequente Verzicht auf die Reihenbindung glücklich ist. Denn immerhin kann der kundige Leser mithilfe dieser Angabe schon im Literaturverzeichnis manches zitierte Werk einschätzen. So würde beispielsweise die Zugehörigkeit der ausgiebig benutzten Editionen der deutschen Königsdiplome zu den MGH deutlich, dem wohl bekanntesten und renommiertesten Editionsprojekt für das europäische Mittelalter.

Tobias Küss' Dissertation ist eine grundsolide, im Grunde konventionelle und der „erprobten Vorgehensweise“ (S. 20) vergleichbarer Studien folgende Arbeit. Dies soll dem Verfasser jedoch nicht negativ ausgelegt werden, denn das zeittypisch karge, sich auf nur einige wenige Gattungen erstreckende und damit recht begrenzte Quellenkorpus lässt differenziertere, detailliertere Fragestellungen gar nicht zu. Umso mehr verdient der Verfasser Anerkennung, sich des Themas dennoch angenommen zu haben.

Joachim Friedl

Gabriele Schlütter-Schindler (Bearb.), *Die Regesten der Herzöge von Bayern 1180–1231* (Regesten zur Bayerischen Geschichte), München: Verlag C. H. Beck 2013; LIX+306 S.; ISBN 978-3-406-65608-8

Im September 1180 belehnte Friedrich Barbarossa im thüringischen Altenburg Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit dem Herzogtum Bayern. Auch wenn damals wohl niemand erahnen konnte, dass diese Belehnung eine mehr als 700jährige Kontinuität begründen sollte, so handelte es sich dabei gerade aus der Rückschau betrachtet, um eine der bedeutendsten Zäsuren in der bayerischen Geschichte. Nach nicht einmal drei Jahren starb allerdings der erste Wittelsbacherherzog bereits am 11. Juli 1185. Sein Sohn und Nachfolger, Ludwig I., sollte sodann bis zu seiner Ermordung auf der Kelheimer Donaubrücke 1231 regieren. Gerade die Zeit dieser ersten beiden Herzöge aus dem Haus Wittelsbach war in der Geschichte Bayerns eine sehr bewegte.

Umso erfreulicher, dass nach vier Bänden Passauer sowie einem Band Freisinger Bischofsregesten in der Reihe der Bayerischen Regesten, nunmehr der erste Band der bayerischen Herzogsregesten vorgelegt wird, der die Zeit dieser beiden Herzöge umfasst, genauer die Jahre von 1180 bis 1231. Dem Vorbild etwa der Passauer Bischofsregesten folgend, werden hier nicht nur Urkunden in Regestenform geboten, sondern auch Annalen und Chroniken ausgewertet und den Gesetzmäßigkeiten der Chronologie folgend dargeboten. Die Bearbeiterin konnte sich dabei auf Vorarbeiten Josef Widemanns († 1962) stützen, der in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts eine umfangreiche Sammlung von Regesten anfertigte. Nur am Rande sei vermerkt, dass im Vorwort ange-

kündigt wird (V), in der Chronologie noch früher anzusetzende Herzogsregesten, etwa diejenigen der Agilolfinger, folgen zu lassen. Dies ist auch der Grund, warum der Band keine Nummerierung trägt.

Ob die Präsentation von Regesten einzig in einer gedruckten Form noch zeitgemäß ist, darf zumindest bezweifelt werden. Aus Sicht des Rezensenten wäre zumindest eine parallele, also hybride Präsentation in einem Portal, etwa nach dem Vorbild der Regesta Imperii, wünschenswert gewesen. Doch bleibt festzuhalten, dass von dieser grund-

sätzlichen, die künftige Veröffentlichungspolitik der Kommission für bayerische Landesgeschichte generell berührenden Frage abgesehen, hier ein Meisterstück historischer Handwerksarbeit abgeliefert wurde. Für die Beschäftigung mit den ersten beiden bayerischen Herzögen aus dem Hause Wittelsbach liegt mit diesem Band nun ein unersetzliches Arbeitsinstrument vor. Es steht zu wünschen, dass die nächsten Bände bald erscheinen und diesem Vorbild an Solidität in nichts nachstehen mögen.

Bernhard Lübbers

Joachim Friedl, Das Zantkreuz und die Zant (Der Vitusbach 2), Regensburg: Dr. Peter Morsbach Verlag 2013; 52 Seiten; ISBN 978-3-937527-62-8

Historisch bedeutsame Kleinode findet man nicht nur im als Welterbe ausgezeichneten Regensburger Altstadtbereich. Allerdings sind viele davon weitaus weniger bekannt, zumindest weniger präsent. So auch das sogenannte Zantkreuz in der Kumpfmühler Gutenbergstraße, das an einen im Jahre 1313 erschlagenen Heinrich Zant erinnert, über dessen Person und Tod ansonsten bisher aber nichts bekannt war. Anlässlich des 700-jährigen Todestages hat Joachim Friedl die Mühe auf sich genommen, das Kreuz und seinen Entstehungszusammenhang in der aktuellen Ausgabe des Vitusbachs genauer zu untersuchen und dabei auch die Familie des Getöteten zu beleuchten. Der Autor schildert dabei zunächst den mittelalterlichen Umgang mit Kapitalverbrechen und ihrer Bestrafung. Angesichts einer mangelnden Strafverfolgung von offizieller Seite wurden oft Sühneleistungen zwischen dem Täter und der Familie des Opfers vereinbart. Diese zielten mitunter darauf, den Getöteten – dem durch seinen plötzlichen Tod die Gnadenmittel der Kirche (Absolution, Kommunion und Letzte Ölung) verwehrt worden waren – im Jenseits zu entschädigen, etwa durch die Stiftung von Messen oder durch die Errichtung eines Sühnekreuzes. Ob allerdings das Zantkreuz ein Sühne- oder ein Gedenkkreuz der Angehörigen darstellt, lässt sich aufgrund der dürftigen Quellenlage nicht entscheiden.

Ein umfangreicher Teil der Untersuchung ist der Familie Zant gewidmet, die eine Vielzahl von städtischen Ämtern innehatte und über beträchtlichen Reichtum verfügte, deren

Herkunft allerdings – wie bei den meisten führenden Familien der Freistadt – ungeklärt ist. Ihr Wappen, ein Löwe mit menschlichem Antlitz, ist noch heute an vielen historischen Gebäuden in Regensburg zu finden – etwa am Dom, am ehemaligen Zanthaus, der Katharinenkirche oder der Zantkapelle in der Speichergasse – und zeugt von Wirken und Einfluss der bedeutenden Regensburger Familie. Das wichtige Schultheißenamt, das die Zant seit 1289 innehatten, verloren sie 1359 in innerfamiliären Streitigkeiten, der sogenannten Schultheißenfehde. Seither war ihre einflussreiche Stellung in der Stadt gebrochen und ihre Spur verliert sich. Den 1313 Erschlagenen identifiziert Friedl als Heinrich Zant auf Donau, Vertreter einer Seitenlinie der Familie, und widerspricht damit der älteren Forschung, die in dem Opfer den Inhaber des Schultheißenamtes, der ebenfalls Heinrich hieß, sehen wollte. Die Motive für den Mord lassen sich erwartungsgemäß kaum aus den wenigen Quellenzeugnissen rekonstruieren. Wie der Autor jedoch plausibel zeigen kann, könnte eine Feindschaft der Zant mit Werner Straubinger, von der zu dieser Zeit berichtet wird, mit der Gewalttat in Verbindung zu bringen sein.

Es ist erfreulich, dass mit dem gleichzeitig unterhaltsam und sachkundig geschriebenen Beitrag ein Regensburger Denkmal Würdigung erfahren hat, an dem heute nur noch wenige vorbei kommen; kaum einer der Passanten wird dem Kreuz besondere Beachtung schenken oder es überhaupt zur Kenntnis nehmen. Sieht man sich die zahlreichen histo-

rischen Karten und Pläne an, mit denen das hier besprochene Werk so reich bebildert ist, dann fällt auf, dass das Zantkreuz noch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts in ganz anderem Maße in Erscheinung trat: Auf freier Flur stehend war es weithin sichtbar und prägte das Bild von Kumpfmühl derart, dass

es auf jeder Ansicht des Ortes zu sehen ist. Die vielen farbigen Abbildungen – neben den Karten auch zahlreiche weitere zu Bau- und Denkmälern der Zant – lassen den Preis des Heftchens gerechtfertigt erscheinen.

Dominik Kaufner

Johannes Laschinger, Denkmäler des Amberger Stadtrechts, Bd. 3: Privatrechtsurkunden von 1311 bis 1389 (Bayerische Rechtsquellen 3,3), München 2012; VIII + 65 + 549 S.; ISBN 978-3-406-13064-9*

Die Stadt Amberg ist um die hervorragende Erschließung ihres Stadtrechts zu beneiden. Nachdem Johannes Laschinger, Direktor des Stadtarchivs Amberg, wichtige Denkmäler des Ambergers Stadtrechts bereits 1994 in einem ersten Band für die Jahre 1034–1450 und dann 2004 in einem zweiten Band für die Jahre 1453–1556 herausgegeben hatte, schließt er nun die auf drei Bände angelegte Edition mit dem vorliegenden Band ab. Das Projekt war vor Jahren durch seinen akademischen Lehrer an der Universität Regensburg Wilhelm Volkert angeregt worden, der auch im Namen der Kommission ein Geleitwort beigesteuert hat (S.V). Die beiden ersten Bände enthalten Dokumente des Privilegienrechts und des städtischen Satzungsrecht, die der Herausgeber textkritisch ediert, kommentiert und mit eingehenden Registern erschlossen hatte. Nun ergänzt Laschinger sein Editionswerk mit der Herausgabe sog. Privaturkunden aus der Zeit 1311 bis 1389.

Während die beiden zuerst erschienenen Bände also Quellen zur Entwicklung der Amberger Stadtverfassung enthalten, wendet sich der vorliegende Band einer Materie zu, die in Deutschland lange vernachlässigt worden ist. Die Vertreter des Faches „Deutsche Rechtsgeschichte“ hatten es zwar unternommen, Darstellungen der Geschichte des „deutschen“ Privatrechts zu publizieren, doch sind die Ergebnisse bislang wenig überzeugend. Das Lehrbuch von Heinrich Mitteis, Deutsches Privatrecht, ist beispielsweise in der ersten Auflage 1950 erschienen und wurde – durchgesehen und ergänzt durch Heinz Lieberich - zum letzten Mal im Jahre 1981 in 9. Auflage herausgebracht. Dass dann keine Neuauflage erfolgte, liegt nicht zuletzt daran, dass sich inzwischen die Erkenntnis durchgesetzt hatte, dass eine

Geschichte des mittelalterlichen Privatrechts in Deutschland nur geschrieben werden kann, wenn zuvor ausreichend viele regionale und örtliche Privatrechtsquellen erschlossen worden sind. Was in der deutschen oder mitteleuropäischen Privatrechtsentwicklung als gemeinsamer Grundzug bezeichnet werden kann, wird man erst beurteilen können, wenn ein verlässlicher Überblick über die sehr differenzierte mittelalterliche Quellenbasis gewonnen worden ist. Um diese Quellenbasis zu schaffen, bleibt noch viel zu tun. Der Herausgeber hatte es sich zur Aufgabe gemacht, zu diesem wichtigen Projekt einen Beitrag zu leisten.

Diesem Anspruch ist der Herausgeber in vollem Umfang gerecht geworden. Wir haben es mit einer vorzüglichen Publizierung von Amberger Urkunden privatrechtlichen Inhalts zu tun. Der Edition ist eine umfangreiche Einleitung vorangestellt worden (S.3*–65*), in der nicht nur die Quellen detailliert vorgestellt, sondern Aussagen u.a. über die Stadtschreiber, das Stadtgericht, den Zivilprozess, die Urfehdebriefe, die Stadtopographie und zu den Familien- und Beinamen in den Amberger Urkunden gemacht werden. In einem mit „Privatrechtsfälle“ überschriebenen Abschnitt findet sich eine Beschreibung der wichtigsten Privatrechtsgeschäfte, also eine kurze Darstellung des „Amberger Privatrechts“.

Die eigentliche Edition gibt zunächst S. 1 – 70 insgesamt 68 Urkunden von 1311–1379 wieder, wobei jeder Nummer ein Regest vorangestellt und am Ende eine archivalische Beschreibung erfolgt. Bei einem Großteil dieser Urkunden handelt es sich um Bestände des Amberger Stadtarchivs, einige wenige Urkunden stammen aus anderen Archiven, u.a. aus dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv

und dem Archiv des Katharinenspitals in Regensburg. Es folgt dann (S. 71–441) der Abdruck von 1404 Einträgen aus dem ältesten Kopialbuch des Amberger Stadtgerichts (1379–1389). Alle Urkunden und Kopialeinträge beziehen sich auf Rechtsgeschäfte, die im Rahmen des bis dahin erlassenen Satzungsrechts der Stadt Amberg, das in den beiden ersten Bänden der Edition enthalten ist, getätigt worden sind. Es geht also in diesem dritten Band um Rechtsgeschäfte innerhalb der Bürgerschaft (Grundstückskauf, Kauf auf Zeit, Erbleihe, Darlehen, Pfandschaften usw.), aber auch um bürgerliche Schenkungen und Stiftungen an Kirchen, Altäre und das Spital. Ausführliche Personen-, Orts- und Sachregister (S. 445–541) schließen die Edition ab und machen es dem Benutzer möglich, sich darin schnell zurecht zu finden.

Die ersten beiden Abbildungen, die am Schluss des Bandes beigegefügt sind, machen die Technik der Anlegung des Amberger Ko-

pialbuches deutlich. Die Abbildung 3 zeigt das Messing-Typar des ältesten Amberger Stadtgerichtssiegels, von dem der erste erhaltene Abdruck sich an einer Urkunde von 1356 findet. In Abbildung 4 wird an der Besiegelung einer Urkunde von 1363 sichtbar gemacht, wie sich der Übergang der älteren Besiegelung von Gerichtsbriefen durch den Richter zur neueren Besiegelung durch das Stadtgericht vollzog. Die drei Abbildungen des Kastner-Triptychons von 1509 zeigen u. a. männliche und weibliche Mitglieder der wohlhabenden Amberger Familie Kastner, von der im vorliegenden Band viele Kopialbucheinträge aus dem 14. Jahrhundert überliefert sind. Diese farbigen Abbildungen am Ende des Buches erinnern auch daran, dass das bunte Rechtsleben des mittelalterlichen Amberg durch die vorgelegte vorzügliche Edition von Privaturkunden des 14. Jahrhunderts auf eine Weise zugänglich gemacht wird, die beeindruckend ist.

Hans-Jürgen Becker

Manfred Knedlik, Leonhard Müntzer. Ein dichtender Kämmerer der Frühen Neuzeit in Amberg. Eine Edition, Regensburg: Friedrich Pustet 2013; 239 S.; Ill.; ISBN 978-3-7917-2528-4

Nach einer 2012 in den Verhandlungsbänden des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg erschienenen Studie zum Amberger Stadtkämmerer Leonhard Müntzer (1538–1588) hat Manfred Knedlik nun eine Edition der literarischen Werke dieses dichtenden Beamten vorgelegt. Auf 240 Seiten widmet sich der durch zahlreiche Veröffentlichungen als Kenner der frühneuzeitlichen, bayerischen Literatur- und Kulturgeschichte profilierte Germanist, der als freier Lektor und Autor arbeitet, nicht nur dem literarischen Werk Müntzers, sondern auch dessen Biografie und den zeitgeschichtlichen, religiösen wie kulturellen Rahmenbedingungen der frühneuzeitlichen Oberen Pfalz. Diesen Einflussfaktoren ist das erste von zwei Hauptkapiteln gewidmet. Durch den dabei verfolgten deduktiven Ansatz gelangt Knedlik vom zeitgeschichtlichen Kontext der Stadt Amberg im 16. Jahrhundert über die Biografie Müntzers letztlich zu dessen Wirken als Dichter mit einem ausgeprägten protestantischen Selbstverständnis, das vor dem erwähnten historischen Hintergrund

analysiert wird. Der Wert dieses Abschnitts liegt nicht allein in dem gebotenen biografischen Überblick über Müntzer, der „*nicht das literarische Prestige eines Humanisten* [suchte], *obwohl er zu den fruchtbarsten Schriftstellern dieser Zeit in Amberg gehörte*“ (S. 34), sondern auch in einem treffenden und fundierten Abriss, der die Obere Pfalz sowie die Stadt Amberg und ihr bürgerliches „*Stad regiment*“ (S. 7) prägenden kulturellen wie religiösen Entwicklungen.

Schlüssig gelingt es dem Bearbeiter unter Konsultation von Prof. em. Ulrich Leinsle (Regensburg) und Alfred Wolfsteiner (Schwandorf) im zweiten Teil der Publikation, eine kritische Edition der literarischen Texte des Amberger Bürgers vorzulegen. Dabei wird zunächst die handschriftliche Überlieferung der Gedichte in den verschiedenen Rechnungsbuchserien im Stadtarchiv Amberg dargelegt, ehe die Edition der darin eingestreuten literarischen Passagen erfolgt. Hier liegt der einzige kleinere Kritikpunkt an der Ausgabe vor: Durch die Beschränkung auf die literarischen Passagen stehen die Dichtungen teils los-

gelöst von ihrem Überlieferungszusammenhang, der gerade im ersten Kapitel thematisiert wird. Die Verbindung mit dem städtisch-administrativen Schriftgut wird dadurch nur indirekt nachvollziehbar, die edierten Passagen wirken teils isoliert aneinandergereiht. Dies fällt besonders durch die ansonsten verfolgte kontextualisierende Darstellung des ersten Teils der Publikation ins Auge, in dem verdeutlicht wurde, welche prägende Rolle die Zeitumstände und die Tätigkeit in städtischen Diensten auf Müntzers Œuvre hatten. Eine kontextualisierte Edition hätte aber zweifelsohne den Publikationsrahmen gesprengt. Auch künftig wird man daher für Fragestellungen, die über literaturwissenschaftliche Aspekte und den Inhalt der Dichtungen hinausgehen, nicht auf einen Archivbesuch verzichten können. Dies schmälert den Wert der Edition und des einführenden Teils allerdings nicht, vielmehr bietet sie künftig die zentrale Orientierungshilfe als Vorstufe für weiterführende Archivarbeiten.

Für die Textedition greift Knedlik auf eine diplomatische Wiedergabe der Passagen zurück bei der lediglich die Abkürzungen auf-

gelöst wurden. Hinsichtlich der Groß- und Kleinschreibung, der Orthografie und der Zeichensetzung wurde den Vorlagen gefolgt, um dadurch auch sprachwissenschaftlichen Fragestellungen genügen zu können. Unterstützt wird die kritische Edition durch eine Reihe von Abbildungen, die dazu beitragen, einen visuellen Eindruck von Müntzers Schaffen und seinem Schriftbild zu erlangen. Hierdurch ist ein erstes Resultat der Publikation bereits zu verzeichnen: Unlängst wurden, sensibilisiert durch die Edition in der Provinzialbibliothek Amberg, weitere Bände mit den Dichtungen des Stadtkämmerers entdeckt, die noch nicht ediert sind und einer Bearbeitung harren. Hieran wird der Wert von Knedliks Arbeit nachvollziehbar, der weniger in der abschließenden Aufarbeitung und Edition von Müntzers Werken liegen kann, als vielmehr darin besteht, ein bisher weitestgehend vernachlässigtes Kapitel der frühneuzeitlichen Kultur- und Literaturgeschichte der Oberpfalz auf fundierte Weise in die wissenschaftliche Diskussion eingebracht und eine zentrale Orientierungsmarke gesetzt zu haben.

Christian Malzer

Maximilian J. Zinnbauer, Die Zins- und Steuerbücher des Pflegamtes Murach, Band 6: Das Sal- und Zinsbuch des Pflegers Georg von Ruestorff in Auftrag gegeben und vom Richter Johannes Plaustrinus verfasst (1606), Oberviechtach 2014, XLII und 352 S.; ISBN 978-3-9815240-8-6

Zins- und Steuerbücher sind grundlegende Quellen für die regionale und lokale Wirtschafts- und Sozialgeschichte, für Besitzrechts- und Familiengeschichte. Nachdem Zinnbauer in früheren Bänden seiner „Grauen Reihe“ bereits eine ganze Serie von murachischen Zinsbüchern und Musterungen aus dem 15. und 16. Jahrhundert erschlossen hat [siehe Rezensionen in VHVO 146 (2006) S. 452f. und 152 (2012) S. 333f.], wird hier nun das 17. Jahrhundert in Angriff genommen.

Die Erstellung des Sal- und Zinsbuches von 1606 wurde vom Pfleger Georg von Ruestorff in Auftrag gegeben und vom Richter Johannes Plaustrinus verfasst. Die Edition basiert auf der bei der Regierung in Amberg durch Regierungsarchivar Simon Joseph Wisinger erstellten, vergleichsweise

gut lesbaren Abschrift aus dem Jahr 1796 (Staatsarchiv Amberg, Pflegamt Murach 210).

Einführend erläutert Zinnbauer die Zeitumstände und weist insbesondere darauf hin, dass im frühen 17. Jahrhundert im Pflegamt Murach offiziell der Calvinismus galt. Seit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 war das Prinzip „cuius regio, eius religio“ maßgeblich und der Landesherr, Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, war 1587 vom Luthertum zum Calvinismus konvertiert. Nach Inhalts-, Quellen- und Literaturverzeichnis (S. VII-X) und einer Liste der abgedruckten Ausschnitte von Uraufnahmeblättern aus den Jahren 1832/35 folgt ein Wortverzeichnis, das historische Fachbegriffe erläutert. Eine umfangreiche Tabelle (S. XVI–XLI) gibt einen alphabetischen Überblick über die im Salbuch verzeichneten Siedlun-

gen mit alten und neuen Besitzern und Güterstatus.

Das Sal- und Zinsbuch von 1606 bietet eine breite Datenbasis für den Siedlungs- und Güterbestand, für die herrschaftliche Zugehörigkeit der Amtsuntertanen und die Vielfalt und Struktur der auf den einzelnen Anwesen und Grundstücken liegenden Abgabe- und Dienstpflichten. Aus den Inhabernennungen sind häufig auch Besitzerwechsel zu erschließen und zeitlich einzugrenzen; nicht mehr aktuelle Besitzer wurden in der Vorlage durchgestrichen und durch neue Namen aktualisiert. Für die Familienforschung ist die Vielzahl von Personenbelegen besonders wertvoll, zumal Kirchenbücher der Pfarrei Oberviechtach erst für die Zeit ab 1713 überliefert sind. Von besonderem wirtschaftshistorischen Interesse sind die Angaben zu den einzelnen Hammerwerken, Mühlen, Schmieden und Tafern.

Nach der Edition des Sal- und Zinsbuches selbst folgt noch eine (in der Vorlage am Anfang stehende) ausführliche, verkehrs- und siedlungsgeographisch sehr aufschlussreiche Beschreibung der Pflegamts-grenze (S. 268–297), die durch farbige Hervorhebungen besonders instruktiv gestaltet ist.

Den Abschluss bildet schließlich das in fünf Verzeichnisse gegliederte Register: ein Orts- und Personenverzeichnis, ein Straßen-, Wege-, Stege- und Flurnamenverzeichnis, ein Wort- und Sachverzeichnis, ein Gewässer-

und Weiheranlagenverzeichnis und ein Pfründeverzeichnis.

Zahlreiche Abbildungen, Ausschnitte aus historischen Karten, alte Postkarten und Fotografien illustrieren topographische Besonderheiten. Eine ganze Reihe von Fotoaufnahmen aus dem Jahr 2013 veranschaulichen noch heute im Baubestand auffindbare Spuren der Vergangenheit (S. 222f. Hornmühle, S. 261 Oberkäfermühle). Stellenweise sind auch von Zinnbauer selbst gefertigte Handzeichnungen (S. 33, 77) zu finden.

Das Sal- und Zinsbuch von 1606 dokumentiert ausführlich den Güterbestand vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges (1618), der bekanntlich zu großen Verwüstungen und einem starken Rückgang der Bevölkerung und der bewirtschafteten Anwesen führte. Besonderen Wert erhält die Edition dadurch, dass die Salbucheinträge zu den einzelnen Siedlungen jeweils durch farbige Ausschnitte aus den Uraufnahmeblättern von 1832/1835 im Maßstab 1:5000 ergänzt werden. Sie lassen die bis in das 20. Jahrhundert weitgehend unveränderten Siedlungen, die alten Flureinteilungen und Wegenetze, zum Teil in Vergessenheit geratene Flur- und Waldabteilungs-namen wieder aufleben und dokumentieren sie im engen Zusammenhang mit der wirtschafts- und sozialhistorisch grundlegenden Datenbasis des Sal- und Zinsbuches von 1606.

Emma Mages

Christian Reinhardt, Fürstliche Autorität versus städtische Autonomie. Die Pfalzgrafen bei Rhein und ihre Städte 1449 bis 1618: Amberg, Mosbach, Nabburg und Neustadt an der Hardt (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, 186) Stuttgart: Kohlhammer 2012; LII+563 S.: zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-17-022050-8

Die vorliegende Studie wurde 2009 an der Universität Freiburg als Dissertation eingereicht. Reinhardt untersuchte darin die Beziehungen zwischen den Kurfürsten von der Pfalz und ihren Städten zu Beginn der Frühen Neuzeit.

Dabei stehen sowohl die Perspektive des Stadtherrn als auch die der Städte im Fokus, also die Frage, ob eine erkennbare Städtepolitik betrieben wurde und wie die Städte darauf reagierten bzw. ob sie auch selbständig handelnd in Erscheinung traten.

Der Autor konzentriert seine Forschung

auf die vier Beispielstädte Amberg und Nabburg im bayerischen Teil der Kurpfalz sowie Mosbach und Neustadt an der Weinstraße im rheinischen Landesteil. Dies ist unter anderem der Quellenlage geschuldet, denn durch die zahlreichen Kriege verloren gerade die kleineren Städte ihre Überlieferung, so dass diese für die Studie nicht herangezogen werden konnten. Zeitlich determiniert ist die Arbeit durch die Übernahme der Kurpfalz durch Friedrich I. einerseits und durch den Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges andererseits, der mit dem Verlust der

Oberen Pfalz fundamentale Auswirkungen auf die Kurpfalz hatte.

Zunächst stellt ein einleitendes Kapitel die archivische Überlieferung und den Forschungsstand vor. Ein Überblick über die historische Entwicklung und den rechtlichen und ökonomischen Zustand der vier Beispielstädte im Untersuchungszeitraum schließt an.

Es folgt eine „systematische Betrachtung“ des Verhältnisses zwischen Stadtherrn und Städten unter zahlreichen Aspekten, von denen vor allem die rechtlichen, wirtschaftlichen, religiösen und administrativen Verbindungen hervorgehoben sind. Dazu nutzte der Autor die gute Überlieferung der einschlägigen Archive und kann damit die Handlungsa-ber auch Konfliktfelder zwischen Landesherr und Stadt eingehend beleuchten. In einigen der elf Unterkapitel wird explizit zwischen dem bayerischen und dem pfälzischen Landesteil unterschieden, was bereits offenbart, dass die Entwicklung in den beiden weit voneinander getrennten Gebieten nicht gleichförmig verlief.

Eine chronologische Entwicklungslinie zeigt Reinhardt im vierten Kapitel auf, wo er die Herrschaftsstile der einzelnen Kurfürsten charakterisiert und in die historische Entwicklung einordnet. Dabei sind kleine Exkurse zu den Herrschaftsbedingungen in den pfalzgräflichen Nebenlinien eingeschaltet.

Mehrere Abbildungen, Kartengrundrisse der untersuchten Orte, Stammtafeln der Pfalzgrafen und ein Register runden den Band ab.

Deutlich wird in Reinhardts Studie, dass sich das Machtverhältnis seit dem 15. Jahrhundert zuungunsten der Städte verschob. Nachdem sie im 13. und 14. Jahrhundert mit reichlichen Privilegien bedacht worden waren, suchten die Pfalzgrafen nun im Rahmen

des Territorialisierungsprozesses, die Kommunen in ihr Herrschaftssystem stärker zu integrieren. Die Stadtordnungen wurden angeglichen, die fürstlichen Ämter in den Städten mit ausgebildeten Beamten ausgestattet, die Kirchenherrschaft ausgebaut, die Städte verstärkt bei der Finanzierung des Kurfürstentums herangezogen.

Dieser Prozess gelang schon früh im rheinischen Teil der Pfalz. Hier hatte der Kurfürst durch seine Präsenz in der Residenzstadt Heidelberg weitaus größere Möglichkeiten zur Einflussnahme. Dies zeigt sich unter anderem daran, dass die dortigen Städte fast keinen Widerstand gegen die Einführung des Calvinismus leisteten.

Die oberpfälzischen Städte hingegen konnten sich bis in die 1590er Jahre dem stärker werdenden Einfluss des Landesherrn noch entziehen, vor allem auf dem Gebiet der Religionspolitik, meist mit Unterstützung des Statthalters in der Oberpfalz. Kurfürst Friedrich IV. und Christian von Anhalt konnten jedoch nach der Niederschlagung religiös motivierter Aufstände 1592/93 in Amberg, Nabburg und Tirschenreuth auch hier durchgreifen und die Städte unter ihr Diktat zwingen. Damit endete die Zeit einer eigenständigen städtischen Autonomie.

Die hervorragende Studie Reinhardts liefert einen bedeutsamen Beitrag für die Erforschung des Städtewesens in der Kurpfalz. Sie ist als gut lesbare und äußerst quellenfundierte Arbeit sehr zu empfehlen. Mit der Untersuchung der alten oberpfälzischen Hauptstadt Amberg und der Stadt Nabburg eröffnet sie wichtige Einblicke in die wechselseitigen Beziehungen zwischen Stadt und Stadtherr in der Oberpfalz im 15. und 16. Jahrhundert.

Bernhard Fuchs

Friedrich Hermann Schubert, Ludwig Camerarius (1573–1651). Eine Biographie. Die Pfälzische Exilregierung im Dreißigjährigen Krieg – Ein Beitrag zur Geschichte des politischen Protestantismus. Mit Beiträgen zu Leben und Werk des Verfassers, hg. von Anton Schindling unter Mitarbeit von Markus Gerstmeier, Münster: Aschendorff Verlag 2013; 792 S.: zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-402-13018-6

Der vorliegende Band besteht zum größten Teil aus der Neuauflage der 1955 veröffentlichten Biographie von Friedrich Hermann Schubert über den Pfälzer Politiker Ludwig Camerarius, einen laut dem Vorwort des Herausgebers Anton Schindling „gelehrten

Fürstendiener, der zumindest für kurze Zeit, vor der Schlacht am Weißen Berg, im Zentrum des Geschehens stand“. Es handelte sich bei der Publikation von 1955 um die wesentlich erweiterte Fassung einer Dissertation bei dem renommierten Münchener Neuzeithisto-

riker Franz Schnabel. Fast 60 Jahre nach dem Erstdruck erschien dem Herausgeber „eine Neuauflage des seit langem vergriffenen Werkes wünschenswert“. Die Verlagsrechte an dem Buch konnten von dem ursprünglichen Verlag Laßleben in Kallmünz (Opf.) „für einen symbolischen Betrag erworben werden.“

Nach einem Geleitwort seines Doktorvaters Schnabel stellt Schubert in seinem Vorwort die Voraussetzungen und Intentionen seiner Arbeit vor. Für die Darstellung des Lebensgangs von Camerarius musste er sich fast ausschließlich auf Quellen stützen. Aus seinen Ausführungen wird deutlich, wie glücklich sich ein deutscher Forscher in den ersten Nachkriegsjahren schätzen konnte, wenn ihm die Benutzung ausländischer Archive möglich war.

In einem einleitenden Kapitel befasst sich Schubert mit dem Lebenswerk von Camerarius und den Quellen für die Biographie, die „weit über Deutschland, Skandinavien, die Niederlande und auch England verstreut“ sind. Die ergiebigsten Quellen befinden sich aber größtenteils in München, namentlich eine von Camerarius selbst angelegte Briefsammlung, die *Collectio Camerariana*, die in der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek liegt, und Akten, die zu den Beständen des inzwischen in das Bayerische Hauptstaatsarchiv integrierten *Bayerischen Geheimen Staatsarchivs* gehörten.

Das zweite Kapitel schildert „Familie und Jugend“ von Ludwig Camerarius. Nachdem in dem Geschlecht das Amt des Kammermeisters der Bischöfe von Bamberg erblich geworden war, wurde die Bezeichnung dieser Funktion zum Familiennamen. Diesen latinisierte ein Spross der Familie, der sich den alten Sprachen zugewandt hatte, zu *Camerarius*. Überhaupt war die Ideenwelt des Humanismus in der Familie stark verankert und beeinflusste die Weltanschauung von Ludwig Camerarius wesentlich. Seine humanistische Gesinnung war indes eng verzahnt mit seiner Religiosität, auf der immer das Hauptgewicht lag. Schon früh hatten sich seine Vorfahren der Reformation angeschlossen. Er selbst hing einer Variante der neuen Lehre an, die als *Kryptocalvinismus* bezeichnet wird und die auch seine politischen Ansichten bestimmte.

In den weiteren Abschnitten wird zunächst seine Karriere im Dienste der pfälzischen

Kurfürsten beschrieben, welche die führende Rolle in der protestantischen *Union* spielten, an deren Gründung und Entwicklung Camerarius beteiligt war. Er war „der eigentliche Führer der pfälzischen Delegation“ beim Reichstag in Regensburg 1613. Auf ihn ging der, letztlich erfolglose, Plan zurück, nach dem Ableben von Kaiser Matthias (1619) durch eine Wahl von Herzog Maximilian I. von Bayern zum Kaiser das katholische Lager zu spalten. Maßgeblich wirkte Ludwig Camerarius darauf hin, dass sich die Kurpfalz auf die „böhmische Expedition“, nämlich die Wahl von Kurfürst Friedrich V. zum König von Böhmen, einließ, wobei für Camerarius weniger das Ausgreifen der Dynastie der pfälzischen Wittelsbacher nach Böhmen im Vordergrund stand als die Ausbreitung der Reformation. Nach dem Scheitern dieser Pläne infolge der Niederlage der Protestanten am Weißen Berg wirkte Camerarius weiterhin dezidiert für deren Sache, seit 1621 mit großem Geschick auch als Publizist. 1622 erreichte er als Gesandter seines Fürsten beim dänischen König Christian IV. freilich keinen zählbaren Erfolg.

Kapitel VIII beschäftigt sich mit Camerarius als „Leiter der pfälzischen Exilregierung“. Aus diesem und weiteren Abschnitten wird klar, dass er seinen ganzen Einfluss darauf verwandte, eine Friedenslösung zu verhindern und die „europäischen Mächte für ein militärisches Vorgehen gegen die habsburgisch-katholische Koalition zu gewinnen.“ Er hatte Anteil daran, dass es gelang, Schweden, als dessen Gesandter in den Generalstaaten der Niederlande er seit 1626, zusätzlich zu seiner Tätigkeit für die dort residierende pfälzische Exilregierung, fungierte, zu einem militärischen Vorgehen gegen das katholische Lager zu bewegen, während seine Bemühungen, ein schwedisch-niederländisches Bündnis zu schmieden, nur geringen Effekt hatten. Das letzte Kapitel der Dissertation Schuberts handelt von „Camerarius als Sammler“. Nachdem er sich 1642 in Groningen zur Ruhe gesetzt hatte, legte Ludwig Camerarius eine große Sammlung von Briefen aus dem 16. und 17. Jahrhundert an, die „für die Geschichte der beiden Jahrhunderte bedeutsamste Autographen-Sammlung eines Privatmannes“ in Deutschland, vielleicht in ganz Europa, nämlich die schon erwähnte *Collectio Camerariana*.

Schubert setzt sich eingehend und auf hohem wissenschaftlichem Niveau mit seinem Forschungsgegenstand auseinander, wobei allerdings seine detailreichen Ausführungen über weite Strecken langatmig und ermüdend wirken. Wer ein spezielles und intensives Interesse für die deutsche und europäische Geschichte des betreffenden Zeitraums, insbesondere für die konfessionellen Verhältnisse, hat, vornehmlich wer selbst auf diesem oder einem verwandten Gebiet forscht, kann großen Nutzen aus der Lektüre ziehen. Nur allgemein historisch Interessierten ist diese nicht so sehr zu empfehlen.

Neben der Dissertation ist in dem vorliegenden Band auch eine nahezu 100 Seiten lange Abhandlung Schuberts abgedruckt, die bereits 1954 in einer Zeitschrift erschienen war unter dem Titel: „Die pfälzische Exilregierung im Dreißigjährigen Krieg. Ein Beitrag zur Geschichte des politischen Protestantismus“. Auf diese Arbeit konnte der Autor in dem erwähnten Kapitel VIII der Dissertation zurückgreifen.

Darüber hinaus enthält der Band „fünf neue Untersuchungen über Friedrich Hermann Schubert und sein Camerarius-Buch“. Frieder Hepp schreibt über „Kunst und Politik. Das ‚böhmische Abenteuer‘ Friedrichs V. von der Pfalz im Spiegel zeitgenössischer Flugblätter, Bilder und Medaillen.“ Die katholische Propaganda verspottete Friedrich V. auf Bildern und Flugblättern schon vor seiner militärischen Niederlage als „Winterkönig“, weil sie von Anfang an mit dem baldigen Scheitern des Pfälzers rechnete. Gerhard Menk, ein Schüler Schuberts, zeichnet dessen Lebensweg und seine wissenschaftliche Laufbahn „vom Schüler Franz Schna-

bels zum präsumptiven Erben Gerhard Ritters“ nach und würdigt die Bedeutung seines akademischen Lehrers für die Geschichtswissenschaft. Über die „konfessionellen Argumente“, die Karl Bosl bei einer Auseinandersetzung innerhalb der *Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*, in der Schubert lange Zeit eine führende Funktion innehatte, ins Feld führte, hätte der interessierte Leser gerne Genaueres erfahren. An diese Abhandlung schließt sich ein Verzeichnis von Publikationen Schuberts an, das Menk zusammen mit Markus Gerstmeier erstellte. Aus der Feder des Letzteren stammt auch der folgende Beitrag über Friedrich Hermann Schuberts Vater, den Architekten und Bauhistoriker Otto Schubert (1878–1968), der seinen Sohn „intellektuell und weltanschaulich“ prägte.

Andreas Kappelmayer beschreibt danach die „Rezeption von Friedrich Hermann Schuberts ‚Camerarius‘ (1955) in Deutschland und Schweden.“ Der letzte Aufsatz des Sammelbandes handelt noch einmal von dem etwas kürzer schon von Menk dargestellten Wirken Schuberts in Frankfurt am Main (1968–1973) und trägt den bezeichnenden Untertitel: „Biographische Anmerkungen zum Schicksal eines deutschen Universitätsprofessors in schwieriger Zeit“. Neben dem Berufungsverfahren, das Schubert auf den Lehrstuhl in Frankfurt brachte, wird hauptsächlich die militante studentische Opposition beleuchtet, die ihm bei den damaligen Studentenunruhen das Leben erschwerte. Ein Orts- und Personenregister rundet den Band ab.

Johann Gruber

Rudolf Neumaier, Pfründner. Die Klientel des Regensburger St. Katharinenospitals und ihr Alltag (1649–1809) (Studien zur Geschichte des Spital-, Wohlfahrts- und Gesundheitswesens 10) Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2011; 772 S.; ISBN 978-3-7917-2341-9

Obwohl es bereits eine ganze Reihe von Darstellungen gibt, die sich einzelnen Spitälern und ihrer Geschichte widmen, lag „eine Arbeit, bei der die Insassen eines Spitals und ihr Alltag im Mittelpunkt stehen [...] für die frühe Neuzeit in Deutschland bislang nicht vor“ (S. 21). Das Bemühen, sich auch mit den Spitalinsassen und ihren Lebensbedingungen

zu beschäftigen, scheitert(e) vielfach am Vorhandensein „Pfründner-spezifischer“ Quellen (S. 439), wie sie Rudolf Neumaier für das Regensburger St. Katharinenospital in reichem und vielfältigem Maße vorfand. Dabei griff der Verf. bei der Erstellung seiner Arbeit, die er 2010 bei Professor Dr. Peter Schmid, Inhaber des Lehrstuhls für Baye-

rische Landesgeschichte an der Universität Regensburg, als Dissertation einreichen konnte, nicht nur auf den breiten „Fundus“ spitalischer Provenienz, sondern auch eine Fülle anderer Quellen, etwa aus dem reichsstädtischen Bereich, zurück.

Den beiden Fragestellungen, „wie die Pfründner im Regensburger Katharinenspital lebten“ (S. 28) und „um welche Menschen es sich handelte, aus welchem Umfeld sie kamen, wie vermögend oder hilfsbedürftig sie waren“ (S. 28), begegnet Neumaier mit zwei verschiedenen Untersuchungsmethoden: der historischen Anthropologie und der quantifizierenden Methode.

Der Zeitraum, den die Arbeit abdeckt, von 1649 bis 1809, ist nicht willkürlich gewählt, sondern ergibt sich aus der Geschichte des Katharinenspitals fast zwangsläufig. 1649 wurde die Einrichtung nach dem Westfälischen Frieden umorganisiert: in der Folgezeit wurde sie von Vertretern des katholischen Hochstifts und der evangelischen Reichsstadt verwaltet; damit korrespondierte die konfessionell paritätisch zusammengesetzte Pfründnerschaft. 1809 brannte das Spital „unter dem Kugelhagel der österreichischen Artillerie“ (S. 20) nieder.

Nach diesem ersten Großkapitel („Thema, Ziele, Quellen“) geht die Arbeit auf „Geschichte, Begriffe, Strukturen“ ein. Ein historischer Überblick reicht von den Anfängen des Spitals bis in die Zeit der Glaubensspaltungen. Unverzichtbar ist die Klärung der Begriffe „Pfründe“ und „Pfründner“ sowie die Scheidung zwischen „trockenen“ und „wirklichen Pfründnern“, wobei erstere diejenigen Personen umfasste, die außerhalb des Spitals lebten, von diesem aber auf Dauer versorgt wurden, vor allem mit Brot, im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts kam Bier aus der spital-eigenen Brauerei hinzu. Über die Aufnahme der „wirklichen Pfründner“ entschied ein konfessionell paritätisch besetzter, achtköpfiger Spitalrat auf der Basis der Bittgesuche der Aufnahmewilligen. Dies zeigt bereits das hohe Maß der Organisation des Spitals, dem zwei Spitalmeister, ein geistlicher und ein weltlicher, vorstanden. Eine besondere Einrichtung waren die „Pfründnermütter“, während es „Spitaldirnen“ als Pflegerinnen in den anderen Spitälern ebenfalls gab.

Das folgende Großkapitel hat Neumaier mit „Zahlen, Menschen, Armutsgeschichten“ überschrieben. Aufgrund ihrer schriftlichen

Bittschriften konnte der Verf. auf Daten von 1.705 Pfründnern zurückgreifen (S. 105), 905 wirkliche (S. 109) und 800 trockene Pfründner (S. 113). Von den wirklichen Pfründnern waren 647 weiblichen und 258 männlichen Geschlechts (S. 114), von den trockenen Pfründnern waren 705 Frauen und 95 Männer (S. 115). Im Bereich der Konfession bestand weitgehend Parität; schwieriger zu ermitteln ist das Eintrittsalter. Von Bedeutung für die Stiftung war das Eingabegeld der neu aufgenommenen Pfründner (S. 129). Als nächstes untersucht Neumaier deren Beruf und Familienstand, der sich bei den Frauen relativ gut bestimmen lässt, geht ihren Verwandtschaftsbeziehungen nach und widmet sich schließlich der „Lebenswirklichkeit von Witwen und Witwern im Spiegel der Bittschriften“ (S. 169). Voraussetzung für die Aufnahme in die Stiftung als „Bürgerhospital“ bezeichnete Einrichtung war der Besitz des Regensburger Bürgerrechts, wobei sich die Verleihung des „armen Bürgerrechts“ häufig als reine Formalität erwies. Es folgen Angaben über die Standesabstammung der Pfründner und Angaben zu ihrer nur schwer zu fassenden vorherigen Wohnsituation. Das Kapitel endet mit den Empfehlungsschreiben und den dahinter stehenden Protektoren und schließlich den „Armutsgeschichten“, die uns aus den Bittschriften entgegenreten: Krankheiten und Gebrechen, aber auch wirtschaftlicher Ruin erklären die Bedürftigkeit der Petenten. Interessant ist dabei der Hinweis Neumaiers, dass bei den nicht aufgenommenen Bewerbern davon auszugehen ist, dass es Konkurrenten gab, „die das Anforderungsprofil des Spitals im Hinblick auf Vermögen und Arbeitsfähigkeit besser erfüllten“ (S. 215). Das Kapitel endet mit dem Verlassen des Spitals durch Tod, Ausschluss, Verlegung in andere Häuser und Austritt.

Das nächste Großkapitel ist dem „Leben und Sterben im Spital“ gewidmet. An erster Stelle steht dabei die Versorgung der Spitalinsassen, wobei Neumaier nach einem Einblick in den Pfründner-Speiseplan der nur selten gestellten Frage nachgeht, „wie die Spitalklientel mit der Verpflegung zurecht kam“ (S. 250); wobei auch im Regensburger Katharinenspital allmählich der Weg von der Verpflegung zum Kostgeld beschritten wurde. Weitere Leistungen waren in den Pfründbriefen nicht vorgesehen, doch zählten „Heizung und Beleuchtung zur Grundver-

sorgung“ (S. 259). Geldzuwendungen bekamen die Pfründner allenfalls aufgrund verschiedener Legate zum Spital. Von größerer Bedeutung für sie waren sicherlich die Wohnverhältnisse, die kaum Raum für Intimsphäre ließen.

Ein Teil des Lebens der Spitalinsassen war durch Arbeit bestimmt, da das Spital nicht „auf die Arbeitskraft der Pfründner“ verzichtete. Dies geschah weniger um Kosten zu sparen, vielmehr manifestierte sich „im Arbeitsgebot das grundsätzliche Verhältnis zwischen Einrichtung und Klienten“ (S. 277). Dabei finden sich vor allem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Quellen Hinweise „auf Mangel und Bedarf an Arbeitskräften“ (S. 281) sowie darauf, dass Pfründner Tätigkeiten außer Haus nachgingen, oder sich von speziellen Arbeitsaufträgen loskaufte. Ein weiterer Punkt betrifft das Anfallsrecht des Spitals, das dieses berechnete, „sämtliches Hab und Gut sowohl an finanziellen Mitteln wie auch an Sachgütern einzuziehen, das ein Spitalpfründner bei seinem Tod hinterließ“ (S. 303), womit die Pfründner faktisch ihre Eigentumsrechte aufgaben, „wenn sie sich wie geboten an die Pfründbriefe hielten“ (S. 322). Folgerichtig widmet sich Neumaier im nächsten Absatz dem Besitz der Spitalinsassen, über den die Pfründner vom Tag ihres Eintritts an nicht mehr frei verfügen konnten. Wie in allen anderen Spitälern waren auch die Pfründner des Katharinenspitals zu einem gottgefälligen Leben verpflichtet. Eine Besonderheit bildete hier die Koexistenz von katholischen und protestantischen Pfründnern. „So eng sie auch bei einander wohnten, waren [sie doch] relativ weit von einander separiert [...]. Das trennende Element war der Kult“ (S. 348).

Der letzte Abschnitt dieses Kapitels („Gesundheit, Krankheit, Sterben“) behandelt die spitalische Gesundheitsfürsorge, das Vorhandensein von medizinischem Personal, aber auch Behandlungen, Quarantäne, Tod und Begräbnis.

Auch die Thematik des nächsten und gleichzeitig letzten der fünf Großkapitel („Konflikte, Delikte und Liebesbeziehungen“) taucht wegen des Fehlens einschlägiger Quellen nur in den allerwenigsten Spitalgeschichten auf. Neumaier behandelt in dem weitaus größeren Teil des Abschnitts, den Streit- und Straffällen, missglückte Selbstmordversuche, Diebstahl, der „verglichen mit anderen Straftaten äußerst selten vor[kam] im Regensburger Katharinenspital“ (S. 383), Ehrenhändel, vor allem Verleumdungen und Beleidigungen, sowie Alkoholmissbrauch; „Liebeshändel“ nehmen im Vergleich dazu nur geringen Raum ein.

Der umfangreiche Anhang folgt dem Aufbau der Arbeit. Er umfasst eine kleine Edition Pfründner-spezifischer Quellen, listet Protektoren von Pfründnern und die Herkunftsorte der Spitalinsassen auf. Den größten Raum im Anhang (230 Seiten) nehmen die Biogramme aller 1.705 quellenmäßig fassbaren Spitalinsassen ein.

Alle diese zusätzlichen weiteren Informationen runden die vorzüglich lesbare Arbeit ab, in der es Neumaier gelingt, seine Darstellung auf der Basis einer Fülle von Beispielen (im Text und in den Anmerkungen), die den Leser gelegentlich auch schmunzeln lassen, zu entwickeln, ohne dabei den „roten Faden“ zu verlieren, und ihn so „mit dem prallen Leben im Regensburger St. Katharinenspital“ vertraut zu machen.

Johannes Laschinger

Klemens Unger – Peter Styra – Wolfgang Neiser (Hg.), Regensburg zur Zeit des Immerwährenden Reichstags. Kultur-historische Aspekte einer Epoche der Stadtgeschichte, Regensburg: Verlag Schnell & Steiner 2013; zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-7954-2807-5

Am 20. Januar 1663 wurde in Regensburg der zweite Reichstag nach dem Westfälischen Frieden eröffnet. Die Stadt an der Donau hatte schon etliche Reichsversammlungen in ihren Mauern gesehen. Das Datum wäre, so gesehen, keiner speziellen Erinnerung wert. Doch dieser 20. Januar 1663 markiert die

letzte Reichstagseröffnung bis zum Ende des Alten Reiches, denn die Versammlung ging nie wieder auseinander. Sie wurde daher, wie man seit dem 19. Jahrhundert sagt, zum „Immerwährenden Reichstag“. 2013 ist so zum Jubiläumsjahr für Regensburg geworden.

Die Stadt erinnerte mit zahlreichen Veranstaltungen an die dreihundertfünfzigste Wiederkehr jener letzten Reichstagsöffnung und an den Reichstag generell. Die kulturgeschichtliche Bedeutung Regensburgs zur Zeit des permanent tagenden Reichstags visualisierte eine Ausstellung, die das Kulturreferat der Stadt in Zusammenarbeit mit dem Fürstlichen Haus Thurn und Taxis veranstaltete. Der Begleitband enthält nicht nur den 89 Nummern umfassenden Katalog (S. 157–309), sondern auch sieben Beiträge einer Vortragsreihe der Universität Regensburg, die Aspekte des Immerwährenden wie auch des periodischen Reichstags thematisieren und ihn aus historischer, juristischer, sprach-, musik- und kirchengeschichtlicher Perspektive beleuchten (S. 15–113). Sie bündeln nicht nur wichtige Ergebnisse der bisherigen Reichstagsforschung, sondern setzen auch neue Akzente und verdienen deshalb genauere Betrachtung.

Im ersten Beitrag unternimmt es Daniel Drascek, mit populären Mythen aufzuräumen. Dazu gehört die Warnung vor der Annahme, die Reichstagsgesandten hätten sich lediglich dem Müßiggang und lustvollen Ausschweifungen hingegeben (S. 14–31, hier S. 28). Katja Kessel geht der originellen Fragestellung nach, ob die Reichstage einen Beitrag zur Heranbildung unserer heutigen Standardsprache geleistet haben. Aus sprachhistorischen Gründen geht sie dabei auf das Jahr 1532 zurück und wählt für ihre Sprachanalyse den Text des Reichsabschieds (S. 32–45). Maximilian Lanzinner geht ebenfalls bis ins 16. Jahrhundert zurück und betrachtet Regensburg als Ort des periodischen Reichstags. Er erläutert die Gründe, die diese Ortswahl seit dem Ende des 16. Jahrhunderts attraktiv erscheinen ließen. Am Beispiel des Reichstags von 1594 schildert er den typischen Ablauf und betont dabei, dass sich in der Abgeschiedenheit der Ratsstuben eine modern anmutende Arbeitsatmosphäre ausbildete. Wichtig ist auch seine Beobachtung, dass es nicht die (in der modernen Geschichtswissenschaft mit so viel Aufmerksamkeit bedachten) repräsentativen Akte waren, die den Reichstagsentscheidungen Geltung verliehen. Vielmehr war es die Einhaltung des Verfahrens, die den Beratungen Legitimität gab (S. 47–61, hier S. 60). Martin Löhnig beschäftigt sich mit der Reichsidee im 17. und 18. Jahrhundert und

hebt hervor, dass der Reichstag nicht als Parlament im modernen Sinn gelten kann und der Begriff der Souveränität auf das Reich nicht anwendbar ist (S. 63–71, hier S. 65, 67). Das sind notwendige, da Klarheit schaffende Feststellungen, die nicht selten in Vergessenheit geraten. Spricht doch selbst der Regensburger Oberbürgermeister Hans Schaidinger in seinem Vorwort vom föderalen Miteinander souveräner Teilstaaten, „das sich in parlamentarischer Setzung von Rechtsakten äußerte“, sodass der Immerwährende Reichstag als Vorläufer des Bundesrates und des Bundestages betrachtet werden könne (S. [12]). Albrecht P. Luttenberger gibt einen konzisen Überblick über die politische Entwicklung vom Westfälischen Friedenskongress bis in die Anfangszeit des 1665 beginnenden Reichstags. Dessen Perpetuierung zeichnete sich in den späten 1660er Jahren ab und setzte sich im folgenden Jahrzehnt unter Veränderung seiner politischen Funktion durch: Er trat als Friedensgarant in den Dienst der europäischen Staatengemeinschaft (S. 73–85). Christoph Meixner widmet sich dem Musiktheater in Regensburg und greift dabei, wie schon Kessel und Lanzinner, in die Zeit der periodischen Reichsversammlungen zurück. Großartige Höhepunkte des Musiklebens fielen nämlich in die Zeit, als der Kaiser persönlich an den Reichsversammlungen teilnahm und dazu seine Hofmusiker mitbrachte. 1653 wurde sogar ein eigenes Opernhaus errichtet, das nach der Abreise des kaiserlichen Hofstaats abgebaut wurde. In diesem Gebäude führte die kaiserliche Hofkapelle unter Anteilnahme der Medien die prunkvollste Oper auf, die bis dahin je gegeben wurde. Mit der Verstetigung des Reichstags entfielen derartig spektakuläre Ereignisse. Nach der Ernennung des Fürsten von Thurn und Taxis zum Prinzipalkommissar (1748) trat dieser als maßgeblicher Förderer hervor und gestaltete den Opernbetrieb in enger Anlehnung an Wien. Trat dort ein Wechsel ein, so folgte alsbald Regensburg, selbst gegen den Widerstand der übrigen Reichstagsgesandten (S. 86–99). Klaus Unterburger untersucht die Behandlung der Konfessionskonflikte auf dem Immerwährenden Reichstag und kommt zu dem Ergebnis, dass die Handlungsstrategie der Protestanten, nämlich die Publikation ihrer zahllosen Religionsbeschwerden, zur Herausbildung einer politischen Öffentlich-

keit beigetragen habe (S. 100–113, hier S. 112).

Der Leser erhält durch diese sieben Beiträge nicht nur einen Überblick über die aktuelle Forschungslage, sondern wird auch auf neue Arbeitsfelder und Forschungslücken hingewiesen. So fordert Kessel dazu auf, ihre Behauptung zu überprüfen, dass Reichsabschiede in bestimmten Bereichen Einfluss auf die Entwicklung unserer Standardsprache gehabt hätten. Ihre Anregung zu einer sprachwissenschaftlich brauchbaren Edition aller Reichsabschiede ist bedenkenswert. Ihr Hinweis, dass die Reichstagsakten „eine Fundgrube für sprachwissenschaftliche Fragestellungen aller Art“ darstellten (S. 45), ist allerdings nicht ganz singulär, denn vergleichbare Forschungen wurden von anderer Seite schon in Angriff genommen.¹ Wichtig ist ferner Lanzinners Befund, dass der Reichstag, der immer auch von auswärtigen Gesandten besucht wurde, als europäisches Geschehen in seiner Bedeutung noch nicht systematisch untersucht worden ist (S. 55). Ein weiteres Forschungsdesiderat stellt eine umfassende Alltagsgeschichte der Gesandten auf dem Immerwährenden Reichstag dar, worauf Daniel Drascek aufmerksam macht (S. 15). Wenn er allerdings auf die unzureichende Forschungslage verweist, so wird sich daran kaum etwas ändern, solange nicht wenigstens ein Teil der Akten des Immerwährenden Reichstags ediert ist.

Jeder der sieben Beiträge ist mit illustrativen Abbildungen versehen. Dasselbe gilt für die sich anschließenden drei Aufsätze: Wolfgang Neiser behandelt Zeichnungen und Kupferstiche des Tagungsorts, also der dazu umfunktionierten Räumlichkeiten des Regensburger Rathauses (S. 130–143). Christine Riedl-Valder würdigt das Kunstschaffen unter dem Einfluss des Immerwährenden Reichstags (S. 130–140), und Peter Styra widmet seinen Beitrag dem Prinzipalkommissariat der Fürsten von Thurn und Taxis, die ab 1748 bis zum Ende des Alten Reiches als kaiserliche Hauptkommissare das Reichsoberhaupt repräsentierten (S. 144–155). Da den insgesamt drei Prinzipalkommissaren aus dem Hause Thurn und Taxis als Inhabern des

Reichspostlehens viel größere Mittel zur Verfügung standen als ihren Vorgängern, konnten sie unvergleichlich mehr Geld für Repräsentationszwecke ausgeben. Folglich nahm das kulturelle Leben in Regensburg einen deutlichen Aufschwung. Es verwundert daher nur wenig, dass der anschließende, in 10 Abteilungen untergliederte Katalogteil vorwiegend dem 18. Jahrhundert und zum größeren Teil dessen zweiter Hälfte gewidmet ist. Jede dieser Sektionen beginnt mit einer knappen Einleitung. Behandelt werden das Theater- und Musikgeschehen, die kaiserliche Repräsentation durch die Prinzipalkommissare, das Reisen im 18. Jahrhundert, die höfische Kultur, das Gastgewerbe, die Post, Barock und Rokoko, Feste und Freizeitvergnügen, Glaube und Frömmigkeit sowie Wissenschaft und Gelehrsamkeit in Regensburg.

Der anschauliche und informative Beitrag über Reisen „im Jahrhundert der Mobilität“ (Peter Styra, S. 177–183) hat streng genommen wenig mit dem Thema zu tun, zumal er mit einem Unfallbericht aus dem Jahr 1821 endet und einen – zugegebenermaßen eindrucksvollen – Reisewagen mit dem Baujahr 1833 aus dem Marstall des Fürsten von Thurn und Taxis zeigt (Abb. 91). Mit einer Weinkarte des Gastwirts Glätzl aus dem Jahr 1740, die neben den Weinsorten die wichtigsten Reiserouten ins In- und Ausland auflistet, ist dann doch wieder der Bezug zu der Stadt des Immerwährenden Reichstags gegeben (Katalog Nr. 15). Die meisten Exponate, nämlich 18, sind den Bereichen Wissenschaft und Gelehrsamkeit zugeordnet. Es waren weniger die Bürger Regensburgs als vielmehr die Geistlichen, die sich beschreibend, sammelnd oder experimentierend mit vorwiegend naturwissenschaftlichen Themen beschäftigten. Von den sieben Exponaten, die für Feste und Freizeitvergnügen stehen, ist ein kolorierter Kupferstich hervorzuheben. Er zeigt eine Schlittenmaskerade, die Studenten der Schule bei St. Paul im Januar 1792 aufführten (Katalog Nr. 57). Diesem Kupferstich ist das Motiv des Buchumschlags entnommen. Der Einband deutet damit schon an, dass unter den behandelten kulturgeschichtlichen As-

¹ Sandra Waldenberger: Variation und Spracharbeit: Empirische Untersuchungen der sprachlichen Variation in „identischen“ Protokollen aus den APW. In: Annette Gerstenberg (Hg.): Verständigung und Diplomatie auf dem Westfälischen Friedenskongress. Historische und sprachwissenschaftliche Zugänge. Köln, Weimar, Wien 2014, S. 225–235.

pekten die vergnüglichen, genussvollen, festlichen oder auch künstlerischen überwiegen. Zwar ist der (von den Herausgebern nicht weiter problematisierte) Kulturbegriff bekanntlich interpretationsfähig. Aber auch bei einem engen Verständnis desselben – im Sinne all dessen, was nicht Politik, Recht, Ökonomie betrifft –², hätte beispielsweise die Arbeit der Gesandten und ihres Personals berücksichtigt werden können, die schließlich auch in Regensburg lebten, wenn sie auch keine Bürger waren. Die Kanzlisten etwa mussten nicht nur viel und gut und schnell schreiben, sondern außerdem die

Kunst der Kalligraphie beherrschen. Beispiele ihrer Schreibkunst hätten einen gewissen Einblick in ihre Arbeitswelt gegeben. So aber bleiben, abgesehen vom Prinzipalkommissar, die in Regensburg akkreditierten Gesandtschaften im Katalogteil unberücksichtigt.

Insgesamt ist das Buch, das mit vorzüglichen Abbildungen und einem ausführlichen Literaturverzeichnis versehen ist, nicht nur in vielerlei Hinsicht belehrend, sondern regt auch, wie es sich die Herausgeber wünschen (S. [13]), zu weiterer Beschäftigung mit dem Immerwährenden Reichstag an.

Maria-Elisabeth Brunert

² Zu diesem alltagssprachlichen Verständnis von Kultur siehe Barbara Stollberg-Rilinger: „Parlamentarische Kultur“ und „Symbolische Kommunikation“. Grundsätzliche kommentierende Überlegungen. In: Andreas Schulz/Andreas Wirsching (Hrsg.): *Parlamentarische Kulturen in Europa. Das Parlament als Kommunikationsraum. (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 162)* Düsseldorf 2012, S. 91–102, hier S. 91.

Manuela Daschner, Die Besitzungen des Zisterzienserklosters Walderbach 1669–1802. Grundherrschaft, Verwaltungssystem und Wirtschaftsführung eines Oberpfälzer Klosters (Regensburger Beiträge zur Regionalgeschichte 15), Regensburg: Archiv des St. Katharinenospitals Regensburg – editionvulpes 2013; 129 S.: Ill.; ISBN 978-3-939112-68-6

Die Oberpfälzer Zisterzienserabtei Walderbach gehört zu den kleineren Klöstern Süddeutschlands und stellt somit den Normalfall klösterlicher Existenz in diesem Raum in der Frühen Neuzeit dar. Deren geschichtswissenschaftliche Erforschung steht freilich im Schatten der großen und bekannten Klöster. Umso interessanter ist es, dass sich Manuela Daschner in einer Magisterarbeit, die am Lehrstuhl für Bayerische Geschichte an der Universität Regensburg entstanden ist, der Wirtschafts-, Verwaltungs- und Herrschaftsgeschichte Walderbachs in der Frühen Neuzeit annimmt. Dabei stützt sich Daschner neben den bereits publizierten Forschungen des Historischen Atlases von Bayern auf ein Untertanenverzeichnis, das bei der Wiedergründung nach der Rekatholisierung der Oberpfalz 1669 angelegt wurde, mehrere Salbücher, die wenigen erhaltenen Rechnungen, Inventare, die anlässlich des Todes der Äbte entstanden sind, und Säkularisationsakten. Vorbild der Fragestellung ist offenbar die grundlegende Untersuchung Dietmar Stutzers über die wirtschaftliche Lage der altbayerischen Klöster am Vorabend der Säku-

larisation: Klöster als Arbeitgeber um 1800. Die bayerischen Klöster als Unternehmenseinheiten und ihre Sozialsysteme zur Zeit der Säkularisation 1805 (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 28), Göttingen 1986.

Zunächst bringt Daschner eine detaillierte Beschreibung der Besitzungen Walderbachs einschließlich von dessen Grund- und Gerichtsherrschaft sowie der inkorporierten Pfarreien. Dabei nimmt die namentliche Nennung der grundherrschaftlichen Untertanen zu den Stichjahren 1669 und 1802 einen den Umfang des Bandes bestimmenden Umfang ein, ohne eine Aussagekraft für das Ziel der Studie zu haben. Anschließend daran stellt Daschner die eigenen Wirtschaftsbetriebe Walderbachs vor, und zwar die klostereigene Gutswirtschaft, die Mühlen, die Brauerei, die Wirtshäuser, die Ziegelei, den Kalkofen sowie die Forst- und die Teichwirtschaft. Soweit möglich wird auch die jeweilige Ertragssituation erwähnt. Daraufhin folgt die Nennung des im und für das Kloster angestellten Personals samt der jeweiligen Per-

sonalkosten. Schlussendlich listet Daschner die Einnahmen aus den verschiedenen grundherrschaftlichen Abgaben auf – um dann die wirtschaftliche Situation Walderbachs doch nicht auf der Grundlage der detaillierten Erarbeitung der Einnahmen zu bewerten. Denn es sind wegen der fehlenden Klosterrechnungen keine Aussagen über die Ausgaben möglich. Deshalb nähert sich Daschner der wirtschaftlichen Situation Walderbachs über dessen Verschuldung und kommt dabei zu dem doch eher trivialen und wenig aussagekräftigen Ergebnis, „dass das Kloster Walderbach weder zu den wohlhabenden noch zu den gut ausgestatteten Klöstern Bayerns gehörte“, das Kloster habe „insgesamt ganz gut gewirtschaftet“ (S. 109).

Überhaupt liegt die Stärke der sorgfältig recherchierten und gewissenhaft redigierten Studie nicht in ihren wirtschaftsgeschichtlichen Implikationen, sondern in der Darbie-

tung verwaltungsgeschichtlich relevanter Informationen. Diese bieten einen interessanten Einblick in die administrative Struktur eines kleineren Klosters, das sich auch auf der Führungsebene teilweise auf nebenamtliche Kräfte stützte. Die präzise Prägnanz von Stutzers betriebswirtschaftlicher Analyse, die wegen der zahlreichen Fehlberechnungen freilich nicht unproblematisch ist, erreicht die Beschreibung Daschners indes an keiner Stelle. Verantwortlich für die angesprochenen Mängel ist sicher die von der Autorin stets und zu Recht betonte ungünstige Quellenlage. Es stellt sich aber dann die Frage, ob das Kloster Walderbach das geeignete Objekt einer exemplarischen Beschreibung gewesen ist. Die an der Heimatgeschichte Walderbachs Interessierten werden das Buch auf jeden Fall dankbar in die Hand nehmen.

Johann Kirchinger

Maximilian J. Zinnbauer, Amtsinhaber im Pflegamt Murach von 1623–1810, Band 7: Die Zeit von 1730 bis 1746, Oberviechtach: Heimatkundlicher Arbeitskreis Oberviechtach 2013, XXII und 308 + 47 Seiten, ISBN 978-3-9813058-6-9

Auch im Jahr 2013 kann die von Maximilian Zinnbauer bearbeitete und von der Stadt Oberviechtach herausgegebene Reihe „Amtsinhaber im Pflegamt Murach“ wieder Zuwachs verzeichnen. Band 7 enthält wie die vorhergehenden Bände Schriftstücke aus den Beständen „Hofkammer München“ und „Geheimer Rat“ im Bayerischen Hauptstaatsarchiv (in Fortsetzung der Nummerierung von Bd. 6 hier lfd. Nrn. 306–360). Es wird die Zeitspanne vom 16. März 1730 bis 26. November 1746 abgedeckt, in der Franz Hannibal von Mörmann (Dezember 1729 bis September 1736), dann Johann Anton von Reindl (bis September 1743), danach dessen Witwe Maria Theresia, geb. von Mörmann (bis 1760) als Hauptpfleger/in des Plegamts Murach eingesetzt waren bzw. daraus Einkünfte bezogen, ohne vor Ort anwesend zu sein.

Unter der Überschrift „Der Inhalt in Kurzform“ (S. XI–XXII) wird in ausführlichen Regesten ein Überblick über die transkribierten Schriftstücke gegeben. Danach werden die Archivalien einzeln vorgestellt (S. 1–308). Den Abschluss bildet ein umfangreicher Index, der Orts- und Personennamen so-

wie Begriffe und Redewendungen nach den Originaltextstellen auflistet (47 S.).

Die Hauptpflegschaft Obermurach war im Dezember 1729 dem in Wien lebenden Geheimen Rat und Gesandten am kaiserlichen Hof Baron Franz Hannibal von Mörmann zur lebenslänglichen Versorgung seiner Tochter Maria Theresia, wohl einer Mätresse des Kurfürsten, übertragen worden. Voraussetzung sollte ein standesgemäßer Ehekandidat sein, dem man das Pflegamt überlassen könne (Nrn. 306 ff.; vgl. auch Amtsinhaber Bd. 6, Nrn. 304 f.) Zunächst blieb die Stelle aber vakant, das Pflegamt wurde vom Gerichtsschreiber Michael Schmidt vom Markt Oberviechtach aus verwaltet. Erst im März 1731 konnte mit Georg Wolfgang Kazner, dem aus Oberviechtach stammenden bisherigen Oberschreiber der Rentkammer in Amberg, ein Pflegkommissar eingesetzt werden, der die Führung der Amtsgeschäfte übernahm (Nrn. 316–329). Kazners Amtseinkünfte sollten noch aufgebessert werden: Sein künftiger Schwiegervater, der Amberger Ungeltsekretär Georg Lorenz Schießl, suchte 1731 bei der Hofkammer in München um Übertragung seines Dienstes an Kazner nach (Nrn. 330, 332).

1730 bemühte sich der Magistrat der Stadt Schönsee nach Bedrückungen durch die adelige Stadtherrschaft, insbesondere deren Stadtverwalter Georg Joseph Mayr, den ehemaligen Muracher Pfleger von Förnberg, der wegen Unterschlagung u. a. aus dem Amt entlassen worden war (vgl. Bd. 6), als Stadtverwalter zu bekommen, was von Seiten der Amberger Regierung jedoch abgelehnt wurde (Nrn. 313–315).

In weiteren Aktenstücken treten Mitglieder des Landadels und Hammerbesitzer in verschiedenen Angelegenheiten auf: Inhaber der Hofmark Dieterskirchen, des Sitzes Eigelsberg, des Lukahammers und der vorgeblichen „Hofmark“ Gartenried (tatsächlich ein adeliges Beutellehen; vgl. Mages, *Oberviechtach*, *Historischer Atlas von Bayern, Altbayern* 61, 1996, bes. S. 111 f.). Es ging dabei um unrechtmäßige Verpachtung der Amtsjagd durch Kazner, Klagen über Jagdfrevel und Bewerbungen um die gegebenenfalls frei werdende Pflegkommissarstelle (Nrn. 333 ff.). Tatsächlich musste Kazner die Verpachtung der Amtsjagd 1734 rückgängig machen, denn sie war seit 1677 nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Kurfürsten erlaubt (Nrn. 338 f.) 1735 sprach sich Hauptpfleger Mörmann für die Einsetzung von Georg Michael Schwandtner, dem Besitzer des Lukahammers, als Pflegkommissar aus (Nr. 339).

Nach dem Tod Mörmanns (September 1736) übermittelte dessen Schwiegersohn Johann Anton von Reindl Mörmanns letzte Bitte an Kurfürst Karl Albrecht, die Verleihung der Hauptpflegschaft Obermurach an Reindl und seine Ehefrau Maria Theresia, geb. von Mörmann, auf Lebenszeit. Obwohl auch von Reindl als kurfürstlicher Regierungsrat und Mautner in Schärding nicht in Oberviechtach ansässig war, verlief die Übertragung der Pflegschaft Ende November 1736 offensichtlich reibungslos (Nrn. 341–346). Ebenso selbstverständlich gingen die Amtseinkünfte, ein vom Pflegkommissar zu zahlendes Absent von 230 Gulden, im September 1743 auf dessen Witwe über und verblieben bei ihr bis 1760; ihr war nur aufgetragen,

einen Pflegkommissar anzustellen (Nrn. 348–351). In dieser Funktion wirkte trotz zunehmender Anfechtungen weiterhin Kazner.

Weitere Schriftstücke aus den Jahren 1744 bis 1746 zeigen wieder, wie begehrt die Pflegerstellen und speziell die Einkünfte daraus waren. Wiederholt gingen Bewerbungen mit diversen Empfehlungsschreiben bei der Hofkammer ein, die viele biographische Details über Bildungswege und Familienschicksale enthalten (Nrn. 352 ff.). Erfolgreiche Bewerber waren etwa Hofrat Franz Ferdinand von Drexl für seinen Sohn Franz Joseph, dann Johann Peter Schiltenberger, Professor an der Universität Ingolstadt, für seinen künftigen Schwiegersohn Franz Xaver (sic!) von Drexl (weil er seiner Tochter keine Aussteuer geben könne!), dann Franz Wilhelm Anton von Leoprechting, der besonders hervorhob, dass Frau von Reindl sich inzwischen mit Artilleriehauptmann Alphson verheiratet habe und damit ihre Versorgung gesichert sei (Nrn. 355–358). Schließlich bemühte sich Georg Albert von Sazenhofen auf Fuchsberg, kurfürstlicher Lehenvasall, ab 1746 um die Hauptpflege bzw. die Stelle von Pflegkommissar Kazner; er wurde dabei durch ein Attest des Marktes Oberviechtach unterstützt, in dem er als großer Nothelfer der Bürger während der Kriegsjahre (Österreichischer Erbfolgekrieg 1741–1745) dargestellt wurde (Nrn. 359–360). Damit begann eine langwierige Kampagne gegen Kazner wegen angeblicher Amtsverfehlungen, die in den folgenden Amtsinhaber-Bänden zu behandeln sein wird. Die edierten Schriftstücke geben reichlich biographische Aufschlüsse über die gesellschaftliche Führungsschicht. Es überrascht jedoch, dass verhältnismäßig wenige Erkenntnisse über die allgemeinen, gerade in Kriegsjahren besonders schwierigen Lebensverhältnisse zu Tage treten. In bewährter Weise erschließt auch dieser Band wieder schwer lesbare Archivalien zur Geschichte des Oberviechtacher Raumes durch vollständige Transkription und weiterführende Erläuterung.

Emma Mages

Hubert Emmerig, *Zwei Münzschatzfunde der napoleonischen Zeit aus Amberg* (Materialien zur bayerischen Landesgeschichte 26), München: Kommission für bayerische Landesgeschichte 2012; IX+151 S.: zahlreiche Ill.; CD-ROM; ISBN 978-3-7696-0426-9

Hubert Emmerig spricht in seinem Vorwort einleitend von einem „Glücksfall besonderer Art, als in Amberg bei Hausrenovierungen in einem Jahr zwei große Münzschatze aus dem frühen 19. Jahrhundert zutage traten.“ Er begründet die Bedeutung der Funde und würdigt die Mitarbeit von Experten verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen, die eine fachübergreifende Untersuchung der entdeckten Münzschatze ermöglicht habe. So schildert in Kapitel A des Bandes die Archäologin Silvia Codreanu-Windauer die „Fundumstände“, wobei sie ihrer Freude Ausdruck gibt über die äußerst günstige „Art und Weise der Fundbergung, -dokumentation und -verwahrung“, die sie den tangierten Architekten und Hauseigentümern sowie der guten Zusammenarbeit mit der Stadt Amberg zuschreibt. In beiden Fällen waren es nämlich Arbeiten an Amberger Häusern, die 1992 die Schätze ans Licht brachten. Im Haus Lederergasse 5 stieß man bei Umbauarbeiten auf 3048 in einem Tongefäß verwahrte Münzen aus der Zeit von 1694 bis 1812, im Haus Schiffbrückgasse 3 bei Erdarbeiten auf 2328 Münzen, die im Zeitraum zwischen 1754 und 1808 geprägt worden waren. Das Aufbewahrungsgefäß, eine Flasche, war bei der Auffindung bereits zerbrochen. Zu den beiden Fundgefäßen lieferte der Keramikspezialist Werner Endres einen besonderen Beitrag, in dem er ihre Deponierung auf 1812 bzw. 1808 „oder wenig später“ datierte. Im Anschluss daran befasst sich der Papierexperte Helmut Bansa mit den „Rollenpapierresten“ des erstgenannten Fundes.

Kapitel B trägt den Titel „Zusammensetzung der Funde: Analyse und geldgeschichtliche Einordnung.“ H. Emmerig definiert hier zunächst einen grundlegenden Unterschied zwischen den Münzen der damaligen Zeit und den heutigen. Während deren Wert vom herausgebenden Staat garantiert, ihr Materialwert indes unerheblich ist, entsprach zur Zeit der Verbergung der Amberger Funde der Wert der Silbermünzen etwa dem des enthaltenen Silbers. Wer Münzen versteckte, musste also nicht befürchten, dass diese ihren Wert verloren, wenn sie bei einer Währungsreform

in ihrem Versteck verblieben. Danach gibt der Autor einen „geldgeschichtlichen Überblick“, worin er den „Konventionsmünzfuß“ und den „Kronentaler“ erklärt. Diese beiden Münzarten herrschten nämlich im Geldumlauf in Bayern Anfang des 19. Jahrhunderts vor, wie auch an den zwei Amberger Funden zu ersehen ist.

Beide enthalten Münzvarianten, die der vorliegenden Literatur unbekannt oder jedenfalls von ihr nicht genau beschrieben worden waren. Einem von ihnen gehört auch eine Falschmünze an. In beiden Münzschatzen fanden sich Stücke, die absichtlich manipuliert oder beschädigt, nämlich in der Regel beschnitten oder durchlocht worden waren. Die Beschneidung von Münzen erfolgte oft deswegen, weil mit dem abgeschnittenen Edelmetall Gewinn zu erzielen war. Für die Durchlöcherung nennt der Autor keine Gründe. Manche Münzen, vor allem solche aus Silber, waren sicher deshalb gelocht worden, weil sie dann an einer Schmuckkette, einem so genannten „Charivari“, getragen werden konnten.

In Kapitel C stellt Emmerig „die kurfürstlich-bayerische Münzstätte Amberg im 18. Jahrhundert“ vor und zeigt in einer Tabelle auf, wie stark „die Amberger Prägungen in den beiden Amberger Funden vertreten sind.“ Der Amberger Stadtarchivar Johannes Laschinger verknüpft in einer Abhandlung die Münzschatzfunde von 1992 mit archivalischen Quellen. Er beginnt mit einer „Geschichte Ambergs zu Beginn des 19. Jahrhunderts“ und beschäftigt sich dann mit der Geschichte der zwei Anwesen, in denen die Münzen entdeckt worden waren. Insbesondere die Napoleonischen Kriege, aber auch die damaligen politischen Umwälzungen verunsicherten die Bevölkerung und veranlassten wohl die Besitzer der beiden Anwesen, ihre Ersparnisse in Verstecken zu sichern. Der Grund, warum sie das Geheimnis um ihre verborgenen Schätze nicht mehr preisgaben, lässt sich nicht zweifelsfrei eruieren.

Weitere Abschnitte enthalten eine „Wertberechnung der Funde“ und den umfangreichen Katalog der gefundenen Stücke. Ein Literaturverzeichnis, ein Register der Münz-

stände, ein Register der Münzstätten und die Abbildungen komplettieren die Publikation. Sie trägt dazu bei, eine Lücke in der Numismatik, die bis in die jüngere Zeit herein

Münzfunde des 19. Jahrhunderts kaum beachtete, zu schließen und erweitert darüber hinaus unsere Kenntnisse zur Geschichte der Stadt Amberg.

Johann Gruber

Ursula Regener – Bernhard Lübbers (Hg.), *FederFührend. Eduard von Schenk und die Romantik in Bayern* (Kataloge und Schriften der Staatlichen Bibliothek 9), Regensburg: Dr. Peter Morsbach Verlag 2013, 169 S., Ill.; ISBN 978-3-937527-66-6

Unter dem Titel „Gedichte des Königs Ludwig von Bayern“ erschienen 1829 die ersten Dichtungen Ludwigs I. Dass ihr poetischer Genuss sich mitunter nur dem wohlwollenden Leser erschloss, lag freilich weniger an deren Redaktion als an der Begabung des Verfassers, die dessen diesbezüglichem Selbstvertrauen erkennbar hinterherhinkte. Die Redaktion hatte Eduard von Schenk obliegen, der zu diesem Zeitpunkt bereits selbst zahlreiche Werke zum Druck gebracht und sich einen Namen als Literat gemacht hatte; als literarischer Weggefährte war er damit, aus Ludwigs Sicht, bestens geeignet. Zugleich aber konnte Schenk Ende der 1820er Jahre schon auf eine bemerkenswerte politische Karriere zurückblicken: Nach dem Jurastudium in Landshut war er 1818 Geheimer Sekretär, vier Jahre später Erster Geheimsekretär und 1823 Wirklicher Rat im bayerischen Staatsministerium der Justiz geworden, bevor er 1826 ins Staatsministerium des Innern wechselte, wo er als Ministerialrat die neu geschaffene Sektion für das Kirchen- und Schulwesen leitete. 1828 zum Innenminister berufen, übernahm er 1831 die Verantwortung für die restaurative Wende Ludwigs I. mitsamt den damit einhergehenden Vorwürfen liberaler Kammermitglieder und trat zurück. Von 1831 bis zu seinem Tod 1841 war Schenk schließlich Generalkommissär und Regierungspräsident des Regenskreises.

Es ist nur zu begrüßen, wenn man bei einer Doppelbegabung, wie Schenk sie aufwies, beide Seiten der Persönlichkeit im Blick behält. In vorbildlicher Art und Weise leistet dies der von Ursula Regener und Bernhard Lübbers herausgegebene Band „FederFührend“. Dass es sich dabei nicht um eine abermalige Aufbereitung längst bekannter Sachverhalte handelt, sondern die seit längerem brach liegende Schenk-Forschung vorangetrieben wird, verdankt sich einerseits dem

Umstand, dass die Staatliche Bibliothek Regensburg 2010/11 erhebliche Teile des Schenk-Nachlasses übereignet bekam und diese umgehend für die Forschung aufbereitete, andererseits der Bereitschaft der Autoren zu akribischer Quellenarbeit.

Eine erste Frucht dieser Bemühungen ist der vorliegende Band: In sechs kenntnisreich gearbeiteten Beiträgen werden einzelne Aspekte aus Schenks Leben, Wirken und Umfeld aufgearbeitet. In ihnen werden nicht nur grundlegende Forschungsergebnisse dargestellt, ihre Zusammenschau verdichtet darüber hinaus in ganz erfreulicher Weise das Bild politischer Entscheidungsträger Bayerns im Vormärz jenseits der königlichen Ebene. Eingangs gibt die Herausgeberin in einer „bio-bibliographische Zeitleiste“ einen umfassenden Überblick über die im Nachlass erhaltenen Dokumente sowohl zum Leben Schenks als auch zu den bekannten Angaben von dessen literarischem Oeuvre (S. 9–50). Bernhard Lübbers (S. 53–75) folgt mit einem Beitrag über das familiäre Umfeld, das detailliert nicht nur Schenks Eltern und Geschwistern nachgeht, sondern auch der Familie von dessen Frau Therese Neumayr; dergestalt gelingt es ihm zugleich, das Netzwerk einer bedeutenden Bürgerfamilie an der Wende zum „Neuen Bayern“ zu skizzieren. Welche Relevanz derartige Verbindungen haben, zeigen wiederum Bernhard Lübbers sowie Tobias Appl, die gemeinsam den Beitrag über die „asymmetrische Freundschaft“ zwischen Eduard von Schenk und Johann Michael von Sailer verantworten (S. 77–119). Weit über den bescheiden gehaltenen Titel hinaus zeigen sie Einflussmöglichkeiten beider Männer auf den Kronprinzen (bzw. König Ludwig I.) auf und leisten damit einen wichtigen Beitrag zur Analyse des Umfelds jenes Monarchen, der Bayern neben Kaiser Ludwig und Kurfürst Maximilian I. wohl am nachhaltigsten geprägt hat. – Umso gespannter darf man auf

die von den Autoren angekündigte Edition des Briefwechsels zwischen Schenk und Sailer sein, die weitere Aufschlüsse über das Wirken der beiden Vertrauten und Ratgeber Ludwigs verspricht und den von Max Spindler 1930 herausgegebenen Briefwechsel König Ludwigs mit Eduard von Schenk sinnvoll ergänzt wird. Im Anschluss zeichnet Manfred Knedlik ein detailliertes Bild über „Eduard von Schenk als Leser“ (S. 121–132) und zeigt – nicht zuletzt anhand einer abgedruckten Leseliste aus dem Nachlass – eindrucksvoll die vielgestaltigen literarischen Interessen des Ministers und Regierungspräsidenten, deren Umfang und Bandbreite auf einen Bildungshorizont schließen lassen, den man allen Berufspolitikern wünschen würde.

Die beiden abschließenden Beiträge von Georg Köglmeier über „Regensburg 1800–1850“ (S. 133–141) bzw. Bernhard Gajek über die „Romantiker in Regensburg“ (S. 143–169) erlauben es auch fachfremden

Lesern, die neuen Erkenntnisse in größere (gesellschafts-)politische und literarische Zusammenhänge einzuordnen: Während Köglmeier konzise die historischen Umbrüche Regensburgs in der napoleonischen und nachnapoleonischen Zeit in Erinnerung ruft, fächert Gajek kundig ein Panorama literarischer Romantiker auf, die sich von der Stadt inspirieren ließen, von Achim von Arnim über dessen nachmalige Frau Bettine von Brentano und deren Bruder Clemens bis zu Joseph von Eichendorff, Friedrich Hölderlin und Melchior Diepenbrock.

Die Aufsätze bieten dem Fachmann neue Erkenntnisse, erlauben aber auch dem interessierten Laien eine rasche und – nicht zuletzt anhand mehrerer, bisher unveröffentlichter Portraits – kurzweilige Orientierung über eine der wichtigen Gestalten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Bayern. Es steht zu hoffen, dass der Band breite Aufnahme findet und die Forschung zu weiteren Arbeiten anregt.

Jörg Zedler

Hannelore Putz, Für Königtum und Kunst. Die Kunstförderung König Ludwigs I. von Bayern (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 164), München: Verlag C. H. Beck 2013; LXII+536 S.; ISBN 978-3-406-10779-5

Für kaum einen anderen bayerischen Herrscher spielte die Kunst eine solch überragende Rolle wie für König Ludwig I. (herrschender König 1825–1848). Noch heute prägen die zahlreichen von ihm initiierten, zum größten Teil auch finanzierten Bauwerke und Denkmäler weite Teile Bayerns. Erinnert sei hier nur an die auch für die Umgebung Regensburg so bedeutenden Wahrzeichen wie die Walhalla bei Donaustauf oder die Befreiungshalle auf dem Michaelsberg bei Kelheim. Heinz Gollwitzer hat daher in seiner 1986 erschienenen grundlegenden, aber vornehmlich auf das politische Wirken zielenden Biographie Ludwigs I. die These aufgestellt, Ludwigs Wirken habe sich neben der politischen Sphäre noch auf ein „zweites Reich mit vielen Provinzen“ erstreckt, „das Königreich der Kunst“. Diese seither in unzähligen Publikationen über den Wittelsbacher gerne aufgegriffene These, ist der Ausgangspunkt für Hannelore Putz' Untersuchung. In ihrer 2010 an der Ludwig-Maximilians-Universität München angenommenen

Habilitationsschrift hat sich die Verfasserin das Ziel gesetzt, nicht nur diese These Gollwitzers auf den Prüfstand zu stellen, sondern generell „das Sammeln und Bauen des zweiten bayerischen Königs zu charakterisieren“ (2). Und obgleich wohl kaum ein Handlungsfeld Ludwigs I. mehr Beachtung in der Forschung erfahren hat, als seine Kunstpolitik, wozu auch seine zahlreichen Bauten zählen, mangelte es bislang an einer eigenen, eingehenden Untersuchung zu diesem Komplex. Diese Lücke hat Putz nun eindrucksvoll geschlossen. Ludwig wollte mit seinen Anstrengungen auf dem Gebiet der Kunst und Architektur europaweite Anerkennung und Aufmerksamkeit erreichen, was ihm zweifelsohne auch gelang. Es war ihm aber auch um den Staatsbildungsprozess nach innen zu tun sowie um die Wahrung der monarchischen Stellung. Als Quellen standen Putz neben zahlreichen Briefen, Tagebüchern und ähnlichen Texten, vor allem die in Ludwigs Nachlass befindlichen Kabinettskassenbücher zur Verfügung, die akribisch die monetären As-

pekte seiner Politik erfassen. Da der Wittelsbacher schon zu Lebzeiten um seine Memoria besorgt war und viele Unterlagen bewusst aufbewahrte bzw. aufbewahren ließ, fließen die Quellen sehr reichlich.

Eine große Rolle spielte naturgemäß das liebe Geld. Ludwig versuchte zwar einerseits während seiner gesamten Regierungszeit, neue Finanzierungsquellen für seine zahlreichen Bauprojekte zu erschließen, andererseits hatte er zeitlebens seine Finanzen im Griff. Er begleitete seine Bauprojekte vom Anfang bis zum Ende. Ähnlich akribisch ging er auch beim Sammeln von Kunstobjekten vor. Er beobachtete intensiv die europäische Kunstszene und hielt auch selbst Kontakt zu Künstlern. Während des 19. Jahrhundert dürfte es wohl keinen Monarchen gegeben haben, der die Künste so intensiv förderte wie Ludwig I.

Putz kann zeigen, dass es Ludwig gelang, Bayern als einen Ort der Künste zu etablie-

ren. Dabei behielt der König nicht nur die Fäden in der Hand, wenn es um seine Sammlungen ging, er nahm auch maßgeblichen Einfluss auf den bayerischen Kunstbetrieb insgesamt. Er war die „omnipräsente Figur im bayerischen Kunstleben“ (277).

Am Ende steht die Erkenntnis, dass die These Gollwitzers von den zwei Reichen als zu konstruiert angesehen werden muss. Tatsächlich diente die Kunst Ludwig I. als dezidiert „politisches Medium“ (326).

Hannelore Putz hat ein höchst lesenswertes und instruktives Buch vorgelegt, das geeignet ist, die Tiefenstruktur jenes „merkwürdigen und vielbeweglichen Individuums auf dem Throne“, wie Goethe Ludwig genannt hat, zu ergründen. Wer also einem Verständnis für die Persönlichkeit und das Wirken des Wittelsbachers näherkommen will, muss neben Gollwitzers Monographie künftig auch diese Untersuchung lesen.

Bernhard Lübbers

Anna Schiener, Die städtische Sparkasse Amberg im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Oberpfalz (Regensburger Beiträge zur Regionalgeschichte 14), Regensburg: Archiv des St. Katharinenospitals Regensburg – edition-vulpes 2013; 434 S.; ISBN 978-3-939112-69-3

Der Amberger Magistrat hatte sich 1825 erstmals mit der Gründung einer Sparkasse auseinanderzusetzen, im Februar 1825 wurde der Kassenraum im Rathaus eröffnet. Gedacht war die Sparkasse für *untere Schichten, die dazu neigen, ihren Verdienst gewöhnlich leichtsinnig wieder aus(zu)geben oder von Dritten übertölpelt ihres Geldes verlustig zu gehen*. So sollten Handwerker, Arbeiter, Dienstboten und auch Kinder ihr Geld sparen und mit Hilfe der Sparkasse mehren.

Die Autorin beschreibt die Geburtswehen, denn einerseits kam die Gründung erst auf Druck der Regierung zustande, andererseits waren dafür die Gründungsstatuten umfangreicher als bei Sparkassen in erheblich größeren Städten.

Die maximale Einlage war demnach auf 250 fl p.a. beschränkt. Beschrieben werden die Einlage-, Verzinsungs-, Entnahme- und Haftungsmodalitäten und mit denen anderer Sparkassen in Bayern verglichen. Während anfangs die Gelder vorzugsweise an das städtische Leihhaus weitergereicht wurden, war bald, wie sich in den Folgejahren zum

Leidwesen der Stadt herausstellen sollte, die Staatsschuldentilgungskasse „Verwalter“ der Einlagen. Man war auf Sicherheit bedacht! Die Resonanz überraschte den Magistrat: 67 Anleger im Gründungsjahr mit einer durchschnittlichen Einlage von 92 fl. Schiener vergleicht mit sechs anderen bayerischen Städten, u. a. München, Regensburg und Ansbach, wo erheblich geringere Beträge je Anleger aufgebracht worden waren. Für das Geschäftsjahr 1838/39 war erstmals eine Aufschlüsselung der Einlegerstruktur möglich. Dabei überrascht vor allem der hohe Anteil von Kindern (27 % der Einleger mit Ø 92 fl) und von „anderen Personen“, also einer ursprünglich nicht angedachten Zielgruppe mit 58,5 % des Gesamtguthabens und einer durchschnittlichen Einlage von 164 fl.

Problematisch war in den Anfangsjahren die personelle Ausstattung der Sparkasse. Ehrenamtliche Arbeit war nicht gefragt! Sieht man vom Vorstandsposten, den durchwegs Bürgermeister Rezer bekleidete, und vom Magistratsrat, meist Kaufmann Schloderer, ab, wechselten Gemeindebevollmächtigter

und Kassier häufig. Eine maximal genehmigte Ausschüttung von 300 fl im Jahr sollte auf fünf Personen und den Armenfond aufgeteilt werden. Ein Durchschnittsarbeiter verdiente vergleichsweise etwa 235 fl jährlich. So scheiterte vorerst auch eine von der Regierung gewünschte Gründung einer Sparkasse im Landgerichtsbezirk an der personellen Ausstattung. Vor allem die Entlohnung des Kassiers wurde zur Existenzfrage für die Sparkasse, die auch im Februar 1840 zu einer vierwöchigen Schließung führte. Die Regierung rügte, dass Einlagen von bis zu 2.500 fl von „Kapitalisten“ und dazu noch meist von auswärtigen Untertanen angenommen wurden. Die Statuten mussten überarbeitet, die Maximaleinlage auf das ursprüngliche Volumen zurückgeführt und die Einlage der Kinder nicht mehr auf das Einzelkind, sondern auf die Gesamtzahl der Kinder einer Familie beschränkt werden.

Doch ein Unglück kommt selten allein: Dem Staat kamen die bei der Staatsschuldentilgungskasse hinterlegten Gelder zu teuer. Man wollte einerseits die Gelder zumindest zu den vereinbarten Konditionen (4 %) nicht mehr, andererseits erfolgten die Rückzahlungen äußerst restriktiv. Um Auszahlungen vornehmen zu können, war nun die Stadt gezwungen, bei den Stiftungen und der Stadtkammer Darlehen aufzunehmen.

Nun legte der Staat die Spielregeln verbindlich für alle Sparkassen in Bayern fest. Der Kreis möglicher Anleger wurde gelockert, gemeinnützige Einrichtungen einbezogen. Die Amberger zeigten sich sparfreudiger als die übrigen Bayern. 1848 hatten 816 Einleger 114.000 fl deponiert. Wiederholt führten jedoch Gerüchte über eine Zahlungsunfähigkeit der Sparkasse zu unerwarteten Mittelkündigungen. Diese waren problematisch, da ein Teil der Gelder festgelegt und ein weiterer der Stadt für den Krankenhausneubau zur Verfügung gestellt worden war.

War die Sparkasse der Stadt in den ersten 25 Jahren eine Last, fand man nun Gefallen an ihr. Das Geschäft verlief nun, zumindest nach außen, in geordneten Bahnen, die

Bevormundung durch die Regierung führte jedoch permanent zu Veränderungen. 1871 kam dann die erhoffte Lockerung, jedermann durfte bis zu 6.000 fl einzahlen, nur anonyme Einlagen waren verboten. Bald erfolgte der Umzug in das Bürgerspital, eine Hilfskraft, sicher zur Unterstützung des Kassiers, wurde eingestellt. Eine Gesamteinlage von 1 Million fl bei allerdings stark schwankenden Überschüssen konnte anvisiert werden.

Bis in das beginnende 20. Jh. wird die Entwicklung aufgezeigt, wobei auch die in den letzten Berichtsjahren mit Unterstützung der Sparkasse realisierten Bauvorhaben ein deutlicher Beleg für die Akzeptanz und das Wachstum des Geldinstitutes sind.

Der von Anna Schiener beschriebene Werdegang der Sparkasse ist bei Betrachtung des ökonomischen und demografischen Umfeldes sowohl für den heimatkundlich Interessierten als auch für den beruflich Vorbelasteten äußerst informativ. Ausgewertet wurden nicht nur sparkassenspezifische Fakten, sondern statistisch auch Manufaktur- und Handwerksbetriebe, Einkommensverhältnisse und Bevölkerungszahlen. Exkurse verdeutlichen das damalige Umfeld, so zu dem ebenfalls auf Druck der Regierung errichteten Leihhaus (Soll-Zins bis zu 24% und damit Spitze in Bayern!), der Finanzierung des Krankenhaus-Neubaus, der Maximilians-Rettungsanstalt und dem Gaswerk. Ein Blick über die Grenzen der Region spiegelt nicht nur die Erfolgsgeschichte, sondern auch das Selbstbewusstsein der Verantwortlichen innerhalb des Sparkassenverbundes wider. Die Autorin versäumt auch nicht die Exkursion zu den privaten Spar- und Darlehensvereinen. Trotz Hinweisen auf die Geschäftsverbindungen mit der Königlichen Filialbank stellt sich dem Leser jedoch eine Frage: Wo blieb in den Anfangsjahrzehnten bis zur Eröffnung der Königlichen Filialbank 1861 das Geld des Gewerbes und welche Rolle spielten die jüdischen Banken aus Sulzbach mit ihren Agenten, später Filialen, in Amberg?

Dieter Dörner

175 Jahre Kunst- und Gewerbeverein. Festschrift, Regensburg: Dr. Peter Morsbach Verlag 2015; 207 S.: zahlreiche Ill.; ISBN 978 - 3 - 937527 - 60 - 4

Im Mai des vergangenen Jahres 2013 feierte der Kunst- und Gewerbeverein Regensburg e. V. (KuGV Regensburg) mit einem Festakt das 175-jährige Vereinsjubiläum. Im Zuge der Feierlichkeiten fand eine Ausstellung (19. April bis 12. Mai 2014) statt, zudem wurde dem Jubiläum angemessen eine Festschrift aufgelegt.

Im Vorwort dieser Schrift – „ein Novum in der Vereinsgeschichte“ – skizziert der 1. Vorsitzende des KuGV Regensburg, Dr. Georg J. Haber, knapp den Inhalt und bedankt sich im Namen der Vereinsmitglieder bei allen Gönnern und Unterstützern sowohl der Festschrift als auch der Aktivitäten zum Jubiläum.

Im einführenden Beitrag von Christoph Behnke, Kulturwissenschaftler an der Universität Lüneburg, den er als Nachdruck zur Verfügung stellt, steht die Gründungsgeschichte der deutschen Kunstvereine aus sozio-ökonomischer Perspektive im Mittelpunkt. Es folgt die Definition und Klärung der „spezifischen Unterstützungsform“ *Kunstverein*, wie er in der Gründungsphase von 1818 bis 1840 entstanden ist. Zunächst wurde in den Vereinen mittels Losverfahren angekaufte Kunst den Mitglieder, also dem aufstrebenden Bürgertum als die Träger-schicht der Vereine, vermittelt – diese Art der Vermittlung wird heute als „Poolfinanzierung“ bezeichnet. Erst später kam es zur Weiterentwicklung dieses ökonomischen Modells, nämlich zur Zusammenführung „von Kunst und Gewerbefleiß“, sowohl zum finanziellen Vorteil für die Künstler als auch für die persönliche Sammlung der Mäzene. Die Privatisierung der Kunst, die vor allem durch die Kunstvereine angetrieben wurde, förderte indirekt die nichtakademische Kunst und veranlasste zugleich Künstler dazu, „verbürgerlichte Kunst zu schaffen“. Der Autor beschreibt anschließend die Entwicklung des Mäzenatentums – die Ehre des Kunstförderers steht im Vordergrund – und der Kunst- und Gewerbevereine bis heute. Die Vereine profitieren heute von der staatlichen Finanzierung von Kunst, gleichzeitig besteht aber die Gefahr der Entfremdung zwischen Kunst und den einzelnen Kunstvereinsmitgliedern, die nicht mehr singulär und dezidiert mit ihrem Mitgliedsbeitrag Kunst fördern. Den-

noch, so schließt der Beitrag, muss man die Errungenschaften der Kunst gegenüber der „herrschenden Ökonomie“ stets bedenken, untersucht man den „symbolischen Tausch zwischen Gesellschaft und Kunst“, vor allem im Umfeld der Kunstvereine.

Der Historiker Roman Moosbauer stellt in seinem Beitrag die Geschichte der KuGV Regensburg chronologisch vor. Er thematisiert zu Beginn ausführlich die Entstehung und Entwicklung des heutigen Vereins aus den beiden damals noch eigenständigen Vereinen „Kunstverein Regensburg“, 1838 gegründet, und „Gewerbeverein Regensburg“, 1847/48 ins Leben gerufen. Der Kunstverein veranstaltete Ausstellungen, hielt jährlich die beinahe obligatorische Verlosung ab und trat mit anderen Vereinen und Kunst-Institutionen in Kooperation. Der Erste Weltkrieg und die Nachkriegszeit bedeuteten eine Zäsur im Vereinsleben, denn trotz des Protektorats des fürstlichen Hauses Thurn und Taxis konnte man im Jahr 1923 nicht mehr die Mietzahlungen für die damaligen Vereinsräume im „Runtingerhaus“ aufbringen. Jedoch stand der Gewerbeverein Regensburg als Unterstützer bereit, der Kontakt zwischen den beiden Vereinen bestand schon länger. Im Mittelpunkt der Vereinstätigkeit des Gewerbevereins, der als Interessensvertretung der Gewerbetreibenden im Jahr 1847 gegründet und 1848 als Gewerbehilfsverein konstituiert worden ist, standen zunächst die finanzielle Unterstützung von Gewerbetreibenden, später die „geistige und technische Weiterbildung“ der Mitglieder – eine eigene Vereinsbibliothek mit 5000 Bänden war vorhanden. Aber auch der Gewerbeverein geriet nach dem I. Weltkrieg in eine finanzielle Schieflage, die Fusion mit dem Kunstverein im März 1925 war ein logischer und wirkungsvoller Schritt für die Zukunft. Die Förderung der Kunst, beispielsweise mit der „Jahresschau Oberpfälzer Künstler und Kunsthandwerker“ – später auch für den niederbayerischen Raum – sowie die Auseinandersetzung mit kulturpolitischen Fragen waren die zentralen Aufgaben. Die Zeit des Nationalsozialismus war ein Vereinskapitel, das Ulrich Kelber speziell in seinem Aufsatz aufgreift. Nach dem Erlass einer neuen, vorläufigen Satzung im Jahr 1946 konnte der Verein

unter amerikanischer Besatzung die 20. Jahresschau begehen. Die Zeit bis zur Jubiläumsschau 1976, der 50. Jahresschau, war durch verschiedene Umstrukturierungen innerhalb des Vereins sowie notwendige Umbaumaßnahmen am Gebäude in der Ludwigstraße geprägt. Das umfangreiche Kulturprogramm für Mitglieder sowie die zahlreichen Ausstellungen zeugen von einem regen Vereinsleben, das bis heute Bestand hat. Auch zukünftig will und wird der Kunst- und Gewerbeverein die Kulturlandschaft in Regensburg bereichern.

In seinem zweiten Beitrag zur Vereinsgeschichte widmet sich Roman Moosbauer dem Vereinsgebäude in der Ludwigstraße als Zentrum des Wirkens und Schaffens des Vereins, hier speziell den ersten 50 Jahren nach dem Kauf. Beginnend mit dem Erwerb des Hauses Nummer 6 der Ludwigstraße durch den Gewerbeverein Regensburg im Jahre 1875 von der Stadt Regensburg, beschreibt er die Finanzierung, die Ausstattung sowie die Renovierung des Gebäudes. Vor allem die umfassende und tiefgreifende Sanierung der Fassade legt der Autor ausführlich dar. In einem Exkurs erläutert er die Symbiose von Kunst und Gewerbe, die sich vor allem im Bildungsangebot für Mitglieder widerspiegelte. Abschließend stehen die 1920er Jahre im Vordergrund der Betrachtung, die aufgrund der bereits angesprochenen Fusion sowie weiterer Um- und Modernisierungsmaßnahmen „die wichtigste und folgenreichste Dekade in der langen Vereinsgeschichte“ darstellen. Diverse Abbildungen veranschaulichen die Ausführungen zu den oft schwierigen Entscheidungen hinsichtlich einer zweckmäßigen, aber auch ästhetischen Bauform des Vereinsgebäudes. Moosbauer resümiert, dass ohne die damaligen Verantwortlichen die Existenzgrundlage des heutigen Kunst- und Gewerbevereins fehlen würde.

Die NS-Zeit war nicht spurlos am Kunst- und Gewerbeverein Regensburg vorübergegangen, so untersucht Ulrich Kelber, Leiter der Redaktion a. D. bei der MZ, in seinem Beitrag wie „Entartete Kunst“ (auch) nach Regensburg kam. Im Januar 1936 und somit zeitlich vor München stellte der KuGV Regensburg „Entartete Kunst“ in seinen Ausstellungsräumen in der Ludwigstraße an den Pranger. Der Autor zitiert aus zeitgenössischen Berichten der lokalen Presse und er-

innert so an verschiedene Persönlichkeiten wie Paul Mathias Padua oder Dr. Otto Steuer, die von der Entwicklung der Kunstszene während der NS-Zeit profitierten. Er verweist ferner auf eine Archivmappe mit umfangreichem Material, das den damaligen 1. Vorsitzenden Gustav Bosse und den KuGV Regensburg selbst als Förderer der „Entarteten Kunst“ überführt. Es finden sich jedoch auch Hinweise auf Ablehnung der Ausstellung durch Mitglieder des Vereins. Die Ausführungen Klebers enden mit der Beschreibung der ausgestellten Bilder und dem unrühmlichen Ende der Ausstellung in Regensburg – die Kontroversen um „Entartete Kunst“ waren auch nach 1945 in Regensburg vorhanden.

Der Kunsthistoriker Reiner R. Schmidt knüpft mit seinem Beitrag zeitlich an Kelbers Ausführungen an und stellt die Aufbruchsjahre der Regensburger Kulturszene nach 1945 dar. Nach Kriegsende schlossen sich Künstler zur „Vereinigung bildender Künstler Regensburg“ zusammen und initiierten verschiedene Ausstellungen. Auch der KuGV Regensburg setzte seine erfolgreichen Jahresschauen fort und konnte so wieder einen Mittelpunkt kulturellen Lebens in Regensburg schaffen, daran partizipierte auch der jüngst gegründete „Berufsverband Bildender Künstler Oberpfalz/Niederbayern“. Vor allem während der fünfziger Jahre wurden in der Kulturszene neue Akzente gesetzt, der KuGV Regensburg wurde in nahezu allen Bereichen des künstlerischen Schaffens aktiv. Die Gestaltung des Regensburger Faschingstreibens, neue Ausstellungskonzeptionen sowie die Nähe zu Kunst und Gewerbe bestimmten fortan die Vereinsaktivitäten. Wie Schmidt am Ende zusammenfasst, waren die Nachkriegsjahre eher von nüchterner Ausstellungsroutine geprägt und die finanzielle Situation stand im Vordergrund, Ausnahmen bildeten Ausstellungen von Hans Geistreiter oder des Bildhauers Seff Weidl.

Der kurze Abriss von Wilhelm Amann über Gastkünstler des 19. und 20. Jahrhunderts, die im Kunst- bzw. im Gewerbeverein ausgestellt haben, sowie die umfangreiche und sehr informative Zusammenstellung aller Ausstellungen im KuGV Regensburg seit 1925 von Nadja Amann und Roman Moosbauer runden die gelungene Festschrift ab. Eine unvollständige Liste aller Jahresgaben an die Mitglieder und die chronologische Aufstellung der Vorstände am Ende der Fest-

schrift dienen als Art Nachschlagewerk. Der Kunst- und Gewerbeverein Regensburg, das zeigt die Festschrift zum Jubiläum deutlich und eindrucksvoll, ist heute ein Zentrum des

künstlerischen Schaffens in Regensburg, auch wenn der Weg dahin von Höhen und Tiefen geprägt war.

Raffael Parzefall

Egon Johannes Greipl (Hg.), Regensburg. Fenster zur Vergangenheit. Fotos vom alten Regensburg 1865–1945 aus dem Bildarchiv des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege. Katalog zur Ausstellung im Besucherzentrum Welterbe Regensburg im Salzstadel an der Steinernen Brücke vom 10. September bis 31. Dezember 2013, Regensburg: Dr. Peter Morsbach-Verlag 2013; 159 S.: zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-937527-64-2

Vom 11. September bis 31. Dezember 2013 fand im Besucherzentrum Welterbe im Regensburger Salzstadel die Ausstellung „Regensburg – Fenster zur Vergangenheit“ statt. Darin wurden 21 historische Aufnahmen von Regensburg aus den Beständen des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege gezeigt. Letzteres setzte damit seine Ausstellungsreihe historischer Fotografien aus bayerischen Städten fort. Bereits 2004 präsentierte das Landesamt eine Auswahl seiner Bestände in Würzburg, 2007 in Augsburg und 2008 in München. Die historischen Abbildungen stammen dabei alle aus der Sammlung des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege. Dieses älteste institutionelle Bildarchiv Europas beherbergt insgesamt weit über eine Million Aufnahmen. Bereits seit 1887 sammelte die Vorgängerinstitution, das „Königliche Generalkonservatorium der Kunstdenkmale und Alterthümer“, Fotografien von Kunst und Architektur in Bayern.

Allein für Regensburg gibt es daher 3165 historische Fotografien auf Gelantinetrockenplatten und Albumin- bzw. Kollodiumabzügen. Neben den Aufnahmen für die Ausstellung wurden für den gleichnamigen Katalog 73 Aufnahmen aus dem Zeitraum von 1865 bis 1945 ausgewählt. Die Bilder sind alle ganzseitig in schwarz-weiß abgebildet, sowie mit einem Titel und einer kurzen zeitlichen und inhaltlichen Einordnung der abgebildeten Szene versehen. Zusätzlich sind das Trägermaterial der Aufnahme samt deren Originalgröße und soweit möglich Fotograf und Aufnahmejahr angegeben. Meist ist auch eine aktuelle Aufnahme des jeweiligen Motives vorhanden und ermöglicht so einen Vergleich über die Jahrzehnte.

Die Abfolge der Aufnahmen im Katalog geht dabei vom Allgemeinen, Großen zum

Kleinen, Besonderen über. Dem Blick aus der Ferne auf die Stadt folgen Aufnahmen des Regensburger Doms und der Plätze, dann einzelner Ensembles und Gebäude. Schließlich kommen noch die typischen Innenhöfe mit ihren Arkaden und hölzernen Treppen zur Geltung.

Was bei der Betrachtung bereits der ersten Aufnahmen ersichtlich wird, sind das Wachstum und der gesteigerte Flächenbedarf Regensburgs im vergangenen Jahrhundert. Panorama- und Luftaufnahmen zeigen eine im Wesentlichen noch eng um den mittelalterlichen Grundriss beschränkte Ausdehnung der Stadt. Das Klosterareal der ehemaligen Kartause Prüll etwa liegt, in den 1920ern noch vollkommen frei von städtischer Bebauung, inmitten von Wiesen und Feldern. Man muss sich nur in Erinnerung rufen, dass Regensburg um 1900 nicht mal ein Drittel der heutigen Einwohnerzahl beherbergte, aber bereits nach dem Zweiten Weltkrieg 100 000 Einwohner zählte und in den Rang einer Großstadt aufstieg.

Augenfällig ist auch die ursprüngliche Verkehrssituation. Die Bilder sind frei von Infrastrukturmaßnahmen, wie dem Bau der Autobahnen und des Europakanals, die das heutige Erscheinungsbild der Stadt maßgeblich prägen. Anhand der heutigen Vergleichsbilder können unschwer die Veränderungen durch den Einzug des Autoverkehrs in die Stadt nachvollzogen werden. Besonders deutlich wird das bei Innenhöfen und Plätzen wie dem Alten Kornmarkt, die heute vor allem als Parkflächen dienen.

Unter den Aufnahmen befinden sich auch einige, die Beschädigungen und Verluste zeigen. Hierzu zählt vor allem die ehemalige Stiftskirche Obermünster, die 1945 Opfer eines Bombenangriffes wurde, und im heuti-

gen Stadtbild kaum mehr als Kirche erkennbar ist. Sie wird in ihrer barocken Pracht und in Ruinen abgebildet. Auch die Synagoge, die 1938 – nicht wie im Katalog angegeben 1933 – von den Nationalsozialisten zerstört wurde, ist auf einer Luftaufnahme auszumachen. Aufnahmen, die nach der Sprengung durch die Nationalsozialisten noch 1945 provisorisch wiederhergestellten Steinernen Brücke und des in Mitleidenschaft gezogenen Salzstadels sind ebenfalls vorhanden. Passenderweise wird der Darstellung der ausgebesserten Brücke ein aktuelles Bild der Instandsetzungsarbeiten gegenübergestellt. Daneben lassen sich auf mehreren Fotografien die Spuren der Jahrhunderte in Form von Verwitterung und Abnutzung an den Fassaden der Gebäude deutlich erkennen.

Aber nicht nur der Zahn der Zeit, der an der Bausubstanz nagt, auch der Funktionswandel, den so manches Gebäude durchläuft, wird aufgezeigt. Beispielhaft sei hier die ehemalige Minoritenkirche angeführt. Ursprünglich als Gotteshaus errichtet, war sie nach der Säkularisation zeitweilig Mauthalle, Militärmagazin, Exerzierhalle, Bauspeicher und Garage, bis sie in den 1930ern Bestandteil des Museums der Stadt wurde und so 2014 einen würdigen Rahmen für die Bayerische Landesausstellung geben kann.

Die Abbildung der Fotografien ist durchweg sehr gut und zeigt die hervorragende Qualität der historischen Aufnahmen. So sind auf vielen Bildern Einzelheiten deutlich zu erkennen. An den Häusern sind diverse Reklametafeln und Beschriftungen lesbar. Man fühlt sich in das Geschäftsleben Regensburgs einer längst vergangenen Zeit versetzt, was an der Tatsache, dass gegenüber dem

Goliathhaus Zement verkauft wurde und den etwas ausgefallenen aber wirklich sehr „Billigen Frühstück“ in der Goldenen-Bären-Straße leicht überprüft werden kann.

Beim Bild der Sigismundkapelle im Thon-Dittmer-Palais erlaubt ein kleines Detail sogar eine ungefähre Datierung der Fotografie. Ein Wandkalender aus dem Jahr 1933 ist erkennbar, was allerdings im Widerspruch mit der Angabe im Katalog steht, dass Foto sei in der damals als Lehrküche genutzten Kapelle um 1900 entstanden.

So könnte man jede der Aufnahmen gleichsam unter die Lupe nehmen und sicher sein etwas Verlorenes, Denkwürdiges oder auch Kurioses aufzuspüren. Unzählige Details lassen sich entdecken, doch ist hier nicht der Raum diese ausgiebig aufzuzählen. Der Bildband wird also seinem Titel als „Fenster zur Vergangenheit“ gerecht und lädt ein zum Schmökern, genauem Hinschauen und Eintauchen in das einstige Regensburg. Dennoch ist es meist sehr leicht die Motive im heutigen Stadtbild wiederzuerkennen, auch wenn sich so manche Fassade verändert hat. Nur verhältnismäßig wenig historische Gebäude sind durch die Folgen des Zweiten Weltkriegs oder Bausünden vollständig verschwunden. Dies ist nicht zuletzt ein Ergebnis des verdienstvollen Wirkens der Denkmalpflege und der Katalog gereicht somit auch zu einer Würdigung dieses Amtes. Der vorliegende Band kann aber auch als eine Einladung verstanden werden, sich beim nächsten Gang durch die historische Altstadt von Regensburg mit Stadtamhof der einmaligen Situation der Erhaltung dieses Ensembles bewusst zu werden.

Konrad Zrenner

Bernhard Lübbens – Stefan Reichmann (Hg.), *Regensburg im Ersten Weltkrieg. Schlaglichter auf die Geschichte einer bayerischen Provinzstadt zwischen 1914 und 1918* (Kataloge und Schriften der Staatlichen Bibliothek Regensburg 10); Regensburg: Dr. Peter Morsbach Verlag 2014; 192 S.; zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-937527-76-5

Das Buch ist der Begleitband zu einer Ausstellung der Staatlichen Bibliothek Regensburg. Diese reagierte damit aber nicht – oder nicht nur – auf die hundertjährige Wiederkehr des Kriegsausbruchs, sondern auf zwei bedeutende Bestandszuwächse, die sie in den letzten Jahren verbuchen konnte: den Nachlass des Malers Otto Zacharias, der ihr von Stefan Reichmann zur dauerhaften Aufbe-

wahrung übergeben wurde, und die Erwerbung einer von französischen Kriegsgefangenen in Regensburg herausgegebenen Lagerzeitung.

Den Reigen der neun Beiträge, die das Leben in der Provinzstadt Regensburg zur Zeit des Ersten Weltkriegs schlaglichtartig beleuchten, eröffnet Georg Köglmeier mit dem Überblicksartikel *Regensburg im Ersten*

Weltkrieg (S. 17–35). Das klingt nicht besonders aufregend, ist aber umso verdienstvoller, als es sich dabei seit den – obendrein unveröffentlichten – Qualifikationsarbeiten von Günther Gritzbach (*Die Stadt Regensburg im Ersten Weltkrieg anhand des „Regensburger Anzeiger“*; 1977) und Gustav Norgall (*Regensburg im Ersten Weltkrieg*; 1981) um die erste Gesamtdarstellung des Themas handelt. Trotz der gegebenen Knappheit gelingt es Köglmeier, ein eindrucksvolles Bild vom damaligen städtischen Leben zu zeichnen: von der mit zunehmender Dauer des Krieges immer schwierigeren Versorgungslage mit Lebensmitteln und Brennstoffen ebenso wie von der Verschiebung der politischen Machtverhältnisse im liberal dominierten Gemeinderat zugunsten des katholisch-konservativen Lagers. Erhellend ist auch das Resümee der wirtschaftlichen Entwicklung. Demnach hat Regensburg im Vergleich zu anderen Städten Bayerns (inkl. Pfalz) so gut wie gar nicht von der Kriegskonjunktur profitiert. Angesichts des Schiffbau-Booms in den Regensburger Werften erstaunt dies.

Unter dem Titel *Zwischen Neugierde und Verunsicherung, Angst und aggressivem Patriotismus: Das Augusterlebnis 1914 in Regensburg* (S. 37–86) hinterfragt Jörg Zedler jene Bilder, die nun seit hundert Jahren unter dem Schlagwort „Beginn des Ersten Weltkriegs“ in unser kollektives Gedächtnis eingebrannt sind: jubelnde Massen und siegessicher ins Feld ziehende Soldaten. Das Medium der Photographie suggerierte Authentizität, so dass sich bis in unsere Tage das Klischee einer allgemeinen Kriegsbegeisterung halten konnte. Obwohl es seit den 1990er Jahren eine wachsende Zahl wissenschaftlicher Untersuchungen gibt, die Legende und Wirklichkeit des sogenannten Augusterlebnisses 1914 voneinander scheiden, konnten diese Arbeiten die landläufige Vorstellung vom Beginn des Ersten Weltkriegs kaum beeinflussen. Immerhin ist dank Zedlers Aufsatz die Reihe jener deutschen Städte gewachsen, für die ein nach sozialen Gruppen und Zeitphasen differenziertes Stimmungsbild der Stadtgesellschaft im Sommer 1914 vorliegt. Dieses Bild, das Zedler auf der breiten Grundlage unterschiedlichster Schriftquellen zeichnet, ist überraschend vielschichtig und weit entfernt von jenem plakativen Hurratriotismus, den wir gern mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs assoziieren.

Wie ein kleiner, eng umrissener Teil der städtischen Elite, nämlich das Haus Thurn und Taxis, die Zeit vom Juli 1914 bis in die junge Weimarer Republik verbrachte, beschreibt Peter Styra unter dem Titel „... Und den Räten ein Automobil ...“ (S. 87–104). Dabei geht es dem Autor nicht um das persönliche Kriegserlebnis von Mitgliedern der fürstlichen Familie, sondern vielmehr um deren Antworten auf die politische Entwicklung. Neben naheliegenden Reaktionen, etwa dem Verzicht auf öffentlichen Prunk bei der Feier der Silberhochzeit des Fürstenpaares im Jahre 1915, versuchten Fürst Albert und Fürstin Margarethe auch aktiv und mit sozialem Verantwortungsbewusstsein ins städtische Leben einzugreifen. Das Spektrum reicht von ausgeprägter Spendentätigkeit über die Einrichtung eines Lazaretts im Ostheim und das Wirken der Fürstin als Krankenschwester bis hin zur Gründung der Notstandsküche 1923. Die letzten, besonders interessanten Kapitel widmet Styra dem Kriegsende, dem politischen Umsturz im November 1918 und den Kriegsfolgen. Wiederum lässt sich herauslesen, dass sich das Fürstenpaar trotz der für das Haus höchst widrigen Zeitumstände nicht passiv verhielt. Als am Regensburger Rathaus die rote Fahne wehte, stellte das Hofmarschallamt den Räten ein Automobil zur Verfügung und die Fürstin ließ bereits am 16. November von sich aus bekanntgeben, dass sie in den Zeitungen nicht mehr als „K. und K. Hoheit“ zu betiteln sei. Trotz der Abschaffung der Adelsprivilegien in der Weimarer Republik änderte sich, wie Styra abschließend bemerkt, am Regensburger Hof kaum etwas. Das Spanische Hofzeremoniell blieb vorerst unangetastet.

In dem Beitrag *„Segne die Waffen unserer Brüder“* (S. 105–118) analysiert Bernhard Lübbers die während des Krieges verfassten Hirtenworte des Regensburger Bischofs Antonius von Henle. Demnach hob sich dieser insofern kaum von seinen deutschen Amtsbrüdern ab, als auch er es versäumte, sich die transnationalen Strukturen der katholischen Kirche für den Einsatz für den Frieden zunutze zu machen. Obwohl Henle, so Lübbers, nicht zu den „Scharfmachern“ gehört habe (S. 118), sei er doch von Anfang an von der Gerechtigkeit und Notwendigkeit des Waffengangs überzeugt gewesen. So habe er im August 1914 auf die Aktualität von Joel 3,9–11 hingewiesen: *Führet einen Heiligen Krieg*,

bietet die Helden auf; lasset die Krieger heranrücken und zu Felde ziehen (S. 108)!

Isabella von Treskow stellte ihren Aufsatz über Gefangenschaft und kulturelles Leben französischer Kriegsgefangener in Regensburg (S. 119–137) unter den Titel „*Captif je suis ...*“. Entnommen sind diese Worte – auf Deutsch: *gefangen bin ich* – einem Gedicht, das 1917 in *Le Pour et le Contre*, der Lagerzeitung der französischen Kriegsgefangenen in Regensburg, erschienen ist. Die in diesem von Juli 1916 bis April 1917 allwöchentlich von den Soldaten eigenhändig hergestellten Blatt veröffentlichten Texte geben nicht nur Aufschluss über den Alltag im Lager; sie lassen auch Rückschlüsse auf die Behandlung der Internierten und deren Regensburger-Erlebnis zu. Dies gilt vor allem für die in der Zeitung publizierten Auszüge aus einem Soldatentagebuch. Auch wenn sich die Belastbarkeit dieser Quelle angesichts der zu unterstellenden Zensur etwas relativiert, bleibt immer noch eine hohe Dichte an Fakten und Stimmungsbildern. Vor allem die letzteren, aber auch die regen Aktivitäten des französischen Lagertheaters, beschreibt von Treskow sowohl vor dem konkreten Hintergrund der Gefangenenrealität als auch im Kontext des zeitgenössischen französischen Kulturlebens. Der Leser erhält auf diese Weise einen ganz speziellen Einblick in den Mikrokosmos des Regensburger Lagers. Man mag es der Literaturwissenschaftlerin nachsehen, dass sie sich mit dem dort internierten Kunstmaler Léon Auger (1883–1971) anscheinend nicht weiter befasst hat. Dieser hat – das sei hier ergänzt – sein 1915 geschaffenes Ölgemälde *Die Einführung des Christentums in Bayern* der Stadt Regensburg als Geschenk angeboten. Es sollte, so der Wunsch des Malers, auch nach Kriegsende noch an die Präsenz französischer Soldaten erinnern (Stadtarchiv Regensburg, ZR I 12477). Diese Geste, die den Regensburger Magistrat zunächst in arge Verlegenheit brachte, ist ein Beleg mehr für das von v. Treskow als „*moderat-pragmatisches Miteinander*“ (S. 135) charakterisierte Verhältnis der Regensburger Militärbehörden mit den Internierten.

Der Eindruck einer weitgehend fairen Behandlung der Kriegsgefangenen bestätigt sich, so sei vorweggenommen, bei der Lektüre von Dominik Bohmanns Beitrag *Das Kriegsgefangenenlager am Unteren Wöhrd während des Ersten Weltkrieges* (S. 139–

153). Bohmanns Verdienst ist es, die aus *Le Pour et le Contre* gewonnenen Informationen durch Heranziehung zahlreicher anderer Quellen zu einer facettenreichen Geschichte des längst aus Stadtbild und Erinnerung verschwundenen Gefangenenlagers vervollständigt zu haben. Der Alltag der Inhaftierten, ihre Behandlung durch die deutschen Wachsoldaten und ihre Begegnungen mit der Regensburger Bevölkerung werden untersucht. Das zeitliche Spektrum des klar strukturierten, chronologisch aufgebauten Aufsatzes reicht von der Ankunft der ersten französischen Gefangenen Ende August 1914 bis zum Schicksal der während der Gefangenschaft Verstorbenen nach 1918.

Das Kriegserlebnis eines Regensburger Künstlers schildert Stefan Reichmann in seinem Beitrag *Otto Zacharias (1876–1952). Großkrieg in kleinen Bildern und Skizzen* (S. 155–172). Nach kurzem Fronteinsatz in Frankreich wurde Zacharias in die Kriegs-Verpflegungs-Anstalt Rosenheim versetzt, wo man, wie Reichmann anklingen lässt, vermutlich „*Künstler-Soldaten*“ zusammenzog (S. 157). Die abgebildeten Photographien illustrieren Momente aus dieser Rosenheimer Militärzeit, die dem Maler offenbar genügend Raum für Freundschaften mit anderen bayerischen Künstlern bot. Im zweiten Teil seines Beitrags stellt Reichmann eine katalogmäßig aufbereitete Auswahl von neun Zeichnungen aus Zacharias' 1915 in Frankreich begonnenem Skizzenbuch vor.

Während Otto Zacharias als Soldat Dienst tat, griff sein Sohn Kurt zum Bleistift und setzte sich auf seine kindliche Art mit dem Kriegsgeschehen auseinander. Acht der erhaltenen elf Zeichnungen des Knaben stellt Stefanie Kuffer in dem Beitrag *Kurt Zacharias (1908–2004). Kinderzeichnungen an den Vater* (S. 173–182) vor. Neben den technischen Werkdaten bietet Kuffer zu jedem der kleinformigen Blätter einen knappen Kommentar. Dabei handelt es sich, dem Medium der Kinderzeichnung angemessen, in erster Linie um präzise Beschreibungen und nur fallweise um behutsame Interpretationen.

Den Schlusspunkt des Buches bildet ein Artikel mit dem rätselhaften Titel *Eine Warnung, die (k)einer ernst nahm* (S. 185–190). Der Regensburg-Bezug beschränkt sich in diesem Fall auf die Person des Verfassers, Wolfgang von Seiche-Nordenheim, den es in seiner Jugend hierher verschlagen hat und der

uns allerhand über seine Vorfahren mitteilt. Eine Schwester seines Großvaters war mit Leon Ritter von Bilinski verheiratet, ab 1912 k. u. k. Finanzminister und ziviler Gouverneur von Bosnien und Herzegowina. Bilinski empfing vom serbischen Botschafter in Wien die Warnung, dass „in einem Gewehr eines Bosniers eine Kugel für den Thronfolger bestimmt sein“ könnte. Warum diesen die Warnung nicht erreichte und wer dafür verantwortlich ist, bleibt jedoch angesichts widersprüchlicher Überlieferungen unklar. Der Leser mag Bernhard Lübberts' Anregung (S. 15) folgen und sich durch diesen Artikel zu der Frage animieren lassen, welchen Verlauf die Geschichte des 20. Jahrhunderts ohne das Attentat von Sarajevo genommen hätte.

Diese Perspektive ins Reich der Fiktion ist zwar reizvoll, aber glücklicherweise nicht

repräsentativ für den gesamten Band. Denn dieser brilliert gerade durch den Reichtum an bisher unbekanntem Fakten, die uns die Zeit des Ersten Weltkriegs in Regensburg näher bringen. Dabei mag es sich, wie es im Untertitel heißt, nur um Schlaglichter handeln, aber die Bandbreite dessen, was beleuchtet wird, ist angesichts des Umfangs von nicht einmal 200 Seiten ganz erstaunlich. Vor allem die Berücksichtigung ausländischer Kriegsgefangener und der relativ breite Raum, der dem Kriegserlebnis eines Künstlers und sogar eines Kindes beigemessen wird, sprechen für die Differenziertheit der historischen Betrachtung. Bis auf weiteres wird der gut bebilderte und grafisch ansprechend gestaltete Band „das Buch“ zu Regensburg im Ersten Weltkrieg sein.

Eugen Trapp

Erich Zweck, „Leben, Freiheit und Ehre im deutschen Vaterland“. Menschen jüdischen Glaubens in Schwandorf 1899-1945, Schwandorf: Stadtarchiv Schwandorf 2013; 234 S.: zahlreiche Ill.

Die chronologisch aufgebaute Studie, die Erich Zweck in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Schwandorf vorgelegt hat, geht auf die Schwandorfer Juden ein, die in der Stadt nicht zahlreich, jedoch im sozialen Sinne stets bedeutsam waren, nahm man sie doch als Händler und Unternehmer wahr. Man erfährt überdies viel über den jüdischen Alltag in Schwandorf und in benachbarten Orten im Landkreis (die heute oft Teile Schwandorfs sind) sowie sogar in den Städten Regensburg und Weiden. In zehn Kapiteln werden mehrere Themen behandelt: Der Zuzug der Juden nach Schwandorf, ihre wirtschaftliche Leistungen und das religiöse Leben, ferner die jüdische Einstellung zum Ersten Weltkrieg sowie die ersten Spannungen mit Nichtjuden, welche aus der Dolchstoß-Propaganda nach dem Ersten Weltkrieg resultierten. Es folgen Ausführungen zur wirtschaftlichen, und damit zur sozialen Bedeutung der in Schwandorf ansässigen Juden am Anfang des letzten Jahrhunderts und zur jüdischen Zuwanderung während der Weimarer Zeit, welche für die Schwandorfer Stadtgesellschaft und die Umgebung bedeutsam war. Diese Erörterungen münden im zweiten, nicht besonders gekennzeichneten Teil der Studie, die jedoch ihre Hälfte aus-

macht; es ist die Darstellung der zwölf Jahre des Nationalsozialismus und seiner Folgen. Es ragt am Ende das Kapitelchen (S. 188f.) über die Wiederentstehung des jüdischen Lebens nach 1945 und den als Anhang konzipierten Vitae Schwandorfer Juden (S. 190–206), von welchen allerdings nur eine nach 1945 in Schwandorf wieder daheim wurde.

Die Quellen der Studie stellen Unterlagen des Stadtarchivs Schwandorf und des Staatsarchivs Amberg dar, insbesondere sind jedoch Pressebeiträge der „Bayerischen Ostwacht/Ostmark“, des „Regensburger Echo“, des „Völkischen Beobachter“, des „Schaffenen Volk“, des „Nabtal-Boten“, des „Schwandorfer Tagblatt“ und zahlreicher weiterer Zeitungen hervorzuheben, die nicht nur als Belege für die gemachten Aussagen dienen, sondern den Text in mehreren Zitaten durchdringen und ihm damit einen publizistischen Charakter verleihen, obwohl man mit einer eindeutig historischen Arbeit zu tun hat; für den Leser wird so die Authentizität der gemachten Aussagen vermittelt, welche das mit gedruckte aussagereiche Bildmaterial ebenfalls unterstreicht. Gleichfalls von Interesse sind die gesammelten Zeitzeugenaussagen sowie Mitteilungen von Angehörigen einstiger Schwandorfer Juden, die neue Informa-

tionen vermitteln und Auskünfte aus den schriftlichen Archivquellen sowie aus der lokalen Presse in Relation dazu wahrzunehmen möglich machen.

In der Arbeit spiegelt sich das jüdische Schicksal in Schwandorf in der allgemeinen deutschen Geschichte wider, man begegnet also einem deutschen Territorium, das es heute nicht mehr gibt und auf dem überall Juden lebten, überdies den umfangreichen wirtschaftlichen und den religiös bedingten Kontakten deutscher Juden im Inland und im Ausland, der ökonomischen Prosperität und dem wirtschaftlichen Elend insbesondere infolge des Ersten Weltkrieges und während der anschließenden Weltwirtschaftskrise. Allgemein gültig ist ferner die Geschichte der Auswanderung/Flucht aus Deutschland bis Ende Oktober 1941 sowie die spätere Tragödie des sog. Abtransports in den Osten, in den Tod. Die Zuwanderung von Juden aus den deutschen Ostprovinzen und aus Osteuropa, dies zumal nach 1945, gilt für Schwandorf genauso wie für zahlreiche bayerische wie deutsche bzw. (west-)deutsche Städte. Von Zweck lernt man jedoch die Schicksale Schwandorfer Juden kennen, Lebensgeschichten also – wie im Vorwort zum Buch angedeutet –, auf die aus den sog. Stolpersteinen in der Stadt immer häufiger zu schlussfolgern ist.

Der Antisemitismus der nationalsozialistischen Zeit wird detailliert dokumentiert und verlangt freilich keiner sonderbaren Erklärung, kritisieren kann man hingegen und lediglich, dass es keine Definition für „Antisemitismus“ für die Zeit davor gibt, ist doch im Text zwar die Rede davon, dass „Das Leben in Schwandorf [...] vor 1933 für die Juden größtenteils friedlich und schön [war], eigentlich existierte vor 1933 kein Antisemitismus“ (S. 30). Zugleich jedoch kommen Formulierungen vor, wie: „[...] keinerlei Antisemitismus erkennbar war, im Gegenteil [...]“ (S. 40) und „[...] unterschwellige Vorurteile gegen Juden auftauchten.“ (S. 55). So drängt sich die Frage, was unter Antisemitismus zu verstehen ist; denn eine klärende Feststellung dazu erleichterte zum Beispiel, die skizzierte Rolle des Gutbesitzers Wollenberger und die des Rittermeisters Hesselberger (beide Juden, vgl. S. 38–40) sozialhistorisch einzuordnen, vom Blickwinkel des Antisemitismus oder auch außerhalb davon.

Hervorragend gelingt es Zweck an Beispielen aus dem wirtschaftlichen Zusammenwirken von Juden (als Arbeitgeber) und Nichtjuden (als Arbeitnehmerinnen) in der Stadt zu zeigen, wie durch eine gezielte Politik der NS-Machthaber die kaum antisemitische Schwandorfer Stadtgesellschaft zur Intoleranz „umerzogen“ werden sollte (S. 114f.), was jedoch bis zum 11. Nov. 1938, während der Pogromnacht, kaum erreicht wurde, lehnten doch viele Schwandorfer die als Reichskristallnacht bekannten Ausschreitungen gegen Juden ab, was den jüdischen Nachbarn nicht unbemerkt blieb (S. 135).

Das Ende des Judentums in Schwandorf datiert nach Zweck auf Oktober 1920, als die erste „rechtsradikale, antisemitische Veranstaltung in Schwandorf „stattfand. Viele Informationen zu den nationalsozialistisch gestimmten Gruppierungen führt der Verf. vor; zum Schutz- und Trutzbund, zum Völkischen Block, zur Großdeutschen Volksgemeinschaft und freilich zur Ortsgruppe der NSDAP.

Man erfährt die Todeswege und Sterbeorte der Schwandorfer Juden (S. 170–174), und weil sie nach dem Zweiten Weltkrieg aus dem Stadtbild und in vieler Hinsicht aus der Stadtgeschichte für lange Zeit verschwanden, misst Zweck dem Gedenk- und Grabstein für getötete Juden große Bedeutung bei, der bis 1959 am Hauptbahnhof in Schwandorf an die Opfer der sog. KZ-Evakuierung erinnerte, infolge deren viele Juden als Flüchtlinge erschossen worden waren.

Dieser verlorenen Erinnerung, insbesondere an die 18 jüdische Familien aus Schwandorf, gelten die dargelegten Lebensläufe einzelner Mitglieder am Ende des Buches. Diese biographische Dokumentation rundet das Gesamtwerk ab, das sich nicht nur durch die klare Struktur und den professionell geführten Anmerkungsapparat auszeichnet, sondern auch durch den gelungenen Wechsel zwischen (Zeitungs-)Quelle und Kommentar vonseiten des Verfassers.

Die Arbeit von Zweck ist insbesondere für pädagogische Zwecke an Schwandorfer Schulen zu empfehlen, bereichert überdies mit Sicherheit den Forschungsstand und bietet sich folglich für weitere Forschungen zur Geschichte der Juden in Schwandorf als ein fundierter Einstieg.

Roman Smolorz

Sven Keller, *Volksgemeinschaft am Ende. Gesellschaft und Gewalt 1944/45* (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 97), München: Oldenbourg Verlag 2013; 497 S.; ISBN 978-3-486-72570-4

Am Nachmittag des 23. April 1945 war es in Regensburg zu einer Demonstration gekommen, bei der mehrere hundert Menschen die kampflose Übergabe der Stadt forderten; Domprediger Johann Maier und der Rentner Josef Zirkl wurden bei dieser Kundgebung festgenommen, zum Tode verurteilt und noch in der selben Nacht gehängt. Der ebenfalls anwesende pensionierte Gendameriewachtmeister Michael Lottner wurde nach seiner Festnahme erschossen.

Ähnliche Verbrechen lassen sich im gesamten Reichsgebiet in der Endphase des „Dritten Reiches“ nachweisen. Sven Keller hat es sich in seiner im Herbst 2010 an der Universität Augsburg angenommenen Dissertation zur Aufgabe gemacht, dem Terror des zerfallenden Regimes nachzuspüren. Er hat damit ein Thema gewählt, das in der Forschung lange Zeit von nur untergeordnetem Interesse war und zumeist nur auf der lokalen Ebene interessierte. Auch wenn gerade für die Endphase des Krieges die Quellenlage mangelhaft ist, die „papierene Spur, der Historikerinnen und Historiker gewöhnlich in den Akten folgen“, in der Regel abbrach (25), so sind doch sehr viele Informationen über den Terror des Regimes auf anderem Wege erhalten geblieben. Denn obgleich auch viele dieser in jenen Monaten begangenen Verbrechen nicht gesühnt wurden – die rechtliche Basis schuf das Straffreiheitsgesetz von 1954 – haben sich zahlreiche Gerichtsakten erhalten, die Keller als aufschlussreiche Quellen dienen. Kern seiner Untersuchung sind 324 Verbrechen vorgänge mit 779 Angeklagten, die in den Akten der Nachkriegsjustiz dokumentiert wurden und heute für die historische Forschung zur Verfügung stehen. Hinzutreten Lokalstudien, die sich dieser Ereignisse vor Ort annahmen. Die Verbrechen wurden im gesamten Reichsgebiet begangen, als Untersuchungszeitraum hat Keller die letzten Monate des Regimes gewählt. Den Schlusspunkt setzt das offizielle Kriegsende, auch wenn das tatsächliche Kriegsende zumeist subjektiv erlebt wurde. Insgesamt dürfte in den letzten Monaten wohl eine fünfstellige Zahl von Personen Opfer des amoklaufenden Regimes geworden sein. Gefühle wie Hass, Angst und Sorgen

spielten psychologisch dabei eine große Rolle. Keller kann ferner herausarbeiten, dass für die Nationalsozialisten das Konzept der „Volksgemeinschaft“ eine wesentliche Rolle gerade in der Endphase des Krieges spielte, ebenso wie die Niederlage von 1918 ein Schlüsselerlebnis für die Ereignisse gegen Ende Zweiten Weltkrieges wurde. In der zweiten Kriegshälfte, nach der Niederlage von Stalingrad, kam es zu einer regelrechten „Nazifizierung“ aller wichtigen Bereiche des nationalsozialistischen Staates und seiner Gesellschaft. Äußeres Kennzeichen dafür war etwa die Ernennung Heinrich Himmlers zum Innenminister, auch wenn diese als unmittelbare Reaktion auf den Sturz Mussolinis erfolgt war. Vor allem die Partei wurde in den letzten Monaten neben der Wehrmacht zum zentralen Organ der Reichsverteidigung. Wichtig wurde weiterhin auch die Tatsache, dass Hitler nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli 1944 Himmler auch das Kommando über das Ersatzheer übertrug. Das Gewaltmonopol im Reich lag damit in wesentlichen Teilen bei Partei und SS. In diese Gesamtlinie passt auch, dass die Gauleiter zu „Reichsverteidigungskommissaren“ in ihrem jeweiligen Verantwortungsgebiet bestellt wurden. Sie wurden damit zu „wichtigen Quellen der Gewalt“ (76). Immer neue „Instrumente des Durchhalteterrors“ wurden geschaffen, so am 15. Februar 1945 die Verordnung über die Errichtung von Standgerichten. Dabei richtete sich der Terror gegen alle, die nach Ansicht der Partei nicht bis zum Letzten kämpften. Der Durchhaltewille war jetzt die ultima ratio gegen einen übermächtigen Gegner. Auch langjährige Parteigenossen und Funktionäre konnten in dieser Phase nun leicht zum Opfer werden, etwa der Gauleiter der „Ostmark“, Fritz Wächtler, der am 19. April 1945 erschossen wurde. Der ideologische „Volkskrieg“ zog immer weitere Kreise; im Volkssturm wurden auch ältere Männer und Jugendliche noch zum Kampf verpflichtet. Ferner nahm die Gewalt gegen „Volks- und Rassefeinde“ beständig zu. Deserteure und „Defaitisten“ wurden mit immer drakonischeren Maßnahmen bedroht. Nicht nur der eigene Tod, sondern auch die Sippenhaft stand auf diese

Vergehen. Letztlich, das stellt Keller heraus, trug diese Radikalität auch dazu bei, dass das Regime bis zuletzt eine „Reststabilität“ aufwies. Die Opfer dieser Endphase wurden auch nicht wahllos und unsystematisch ausgewählt, sondern folgten klaren Vorgaben. Erst auf der Mikroebene spielte der Zufall eine größere Rolle. Auch die eingangs erwähnten Regensburger Ereignisse finden mehrfach Erwähnung (93–95, 399). Leider hat Keller es hier versäumt, auch den „auf der Flucht“ erschossenen Michael Lottner in seiner

Untersuchung zu nennen. Ferner ist der „Arbeiter Johannes Zirkl“ (94) in „der Rentner Josef Zirkl“ zu verbessern. Allerdings sind solche Flüchtigkeitsfehler insgesamt selten.

Keller hat ein eindrucksvolles und grundsolides Buch geschrieben, das es erlaubt, die zumeist nur auf lokaler Ebene erforschten Verbrechen in einen größeren Kontext einzuordnen. Wer sich künftig mit dem Kriegsende 1945 in Deutschland auseinandersetzt, wird an Kellers Studie nicht vorbeikommen.

Bernhard Lübbers

Dirk Walter, Karl Bosl. Annäherungen an eine Persönlichkeit. Leistungen – Fehlverhalten. Mit einem Beitrag von Willi Eisele, München: Bayerischer Philologenverband 2013; 114 S.; ISBN 978-3-00-044343-5

Karl Bosl (1908–1995) war einer der profiliertesten Vertreter der Bayerischen Landesgeschichte in der Nachkriegszeit. Der Münchener Ordinarius wurde vielfach geehrt: Bosl war beispielsweise Träger des Bundesverdienstkreuzes, er wurde Ehrenbürger seiner Geburtsstadt Cham, wo auch ein Platz seit 2008 den Namen „Prof. Dr. Karl Bosl-Platz“ trug. Etlichen Historikern galt er in seiner geschichtswissenschaftlichen Ausrichtung auch als Gegenpol gegen die dominierende „Spindler-Kraus-Schule“, die federführend die Landesgeschichtsschreibung in Bayern prägte. Kurzum: Bis 2011 war Karl Bosl im öffentlichen Bewusstsein eine außerordentlich respektierte Person, deren Verdienste und Ehrenhaftigkeit nie bestritten wurden. Das änderte sich 2011 mit einer Publikation der Mediävisten Peter Herde und Benjamin Kedar, die Bosls Verhalten während der Zeit des Nationalsozialismus und vor allem in der Nachkriegszeit äußerst kritisch beurteilten. Dass er Mitglied der NSDAP gewesen war, war zu dem Zeitpunkt schon bekannt. Bosl habe sich darüber hinaus aber äußerst opportunistisch und systemkonform verhalten und sich überdies nach Kriegsende fälschlich wiederholt als Widerstandskämpfer stilisiert. Letzteres sei sogar so weit gegangen, Taten eines seiner ehemaligen Ansbacher Schüler, Robert Limpert, für seine ausgegeben zu haben. Limpert war am 18. April 1945 per Standgericht verurteilt und hingerichtet worden. Das mediale Echo auf diese „Ent-hüllungen“ war ungeheuer: Die Presse nahm

das Thema auf und es kam zu einer scheinbar einhelligen und endgültigen Verurteilung Bosls, was darin gipfelte, dass ihm die Stadt Cham die Ehrenzeichen aberkannte und den nach ihm benannten Platz umbenannte.

Der Journalist und Historiker Dirk Walter möchte Karl Bosl in dem hier zu rezensierenden Buch nun Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem er der Frage nachgeht: „Was kann man Karl Bosl vorwerfen – und was nicht? Wie verlief seine Karriere in der NS-Zeit? Vor allem auch: Wie ist sie im Vergleich zu anderen Historiker-Kollegen der gleichen Generation zu sehen?“ (S. 9). Auftraggeber der Studie war der Bayerische Philologenverband, der sein 150-jähriges Bestehen zum Anlass nahm, Leben und Wirken seines ehemaligen Vorsitzenden untersuchen zu lassen. Dem Verband stand Karl Bosl nach seiner Wiedergründung nach dem Zweiten Weltkrieg 1949 bis 1954 vor. Es liegt bei den Entstehungsumständen des Buches nahe, vom Autor keine überkritische Sicht auf den Untersuchungsgegenstand zu erwarten. Allerdings ist die Publikation keine Exkulpationsschrift. Walter stellt knapp und ausgewogen dar, wie die Karriere Karl Bosls verlief: Gegen Ende der Weimarer Republik katholisch-konservativ und deutschnational eingestellt, machte er sein Lehramts-Staatsexamen und war ab 1932 an verschiedenen Gymnasien tätig. 1933 dann der Eintritt in die NSDAP, Mitgliedschaft im NS-Lehrerbund. Parallel treibt Bosl seine wissenschaftliche Karriere

voran und wird 1958 von Alexander von Müller am Lehrstuhl für bayerische Landesgeschichte mit einer mediävistischen Arbeit über das Nordgaukloster Kastl promoviert. Als Stipendiat des sogenannten „SS-Ahnenerbtes“ wird er weiterhin vom Regime gefördert und setzt seine akademische Karriere fort. 1944 sollte er mit Unterstützung Karl Alexander von Müllers habilitiert werden, das Verfahren wird aber nicht mehr abgeschlossen und erst nach dem Krieg zu Ende geführt. 1950 erscheint seine – nun etwas veränderte – Habilitationsschrift, die seinen guten Ruf in der Mediävistik begründete. Nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete Bosl als Gymnasiallehrer und engagierte sich als erster Nachkriegsvorsitzender des Bayerischen Philologenverbandes, bevor er 1953 den Ruf auf einen Lehrstuhl in Würzburg erhält. 1960 dann der große Durchbruch: Von Max Spindler protegiert, übernimmt er den Lehrstuhl für Bayerische Geschichte und Vergleichende Landesgeschichte in München und positioniert sich zunehmend gegen die übrigen Wortführer der Historikerzunft in Bayern.

Dirk Walter beschönigt die Verhaltensweisen und den Opportunismus Bosls während der Zeit des Nationalsozialismus überhaupt nicht und kommt zu ziemlich deutlichen Einschätzungen: „Das Verhältnis zu von Müller bleibt zeitlebens eng, erstaunlich kritikfrei [...]. Wie ein historisch und politisch kritisch denkender Kopf einer so übel beleumundeten Figur die Treue hielt, macht sprachlos.“ (S. 18) Allerdings plädiert der Autor vehement dafür, Karl Bosl immer im Vergleich mit anderen Historikern seiner Generation – wie z. B. Theodor Schieder und Werner Conze – zu sehen. Gemessen an jenen habe sich Bosl weit weniger kompromittiert. Die Verortung des Untersuchungsgegenstandes in diesem größeren Zusammenhang ist erhellend und notwendig, aber wohl nicht geeignet, um die Wertungen der Handlungen Bosls grundstürzend zu verändern. Zumal der heikelste Angriffspunkt im Vergleichshorizont mit belasteten Historikerkollegen ja gar nicht erfasst werden kann. Ein ganzes Kapitel ist diesem Aspekt gewidmet: „Bosl und das Kriegsende 1945 in Ansbach: der Fall Robert Limpert“ (S. 37–53).

Walter zeichnet die Umstände, die zur Tötung Limperts durch fanatische Nationalsozialisten führten, relativ umfassend nach. Am 18. April 1945 wollte der junge Mann,

der sich bereits verschiedentlich in widerständigen Aktionen betätigt hatte, die kampflose Übergabe der Stadt erreichen. Zuletzt durchtrennte er in einem Sabotageakt ein Kabel, das militärisch aber mittlerweile völlig bedeutungslos war (was er nicht wusste). Bosl hatte mit dieser Aktion nichts zu tun.

Neben diesem Ereigniskomplex versucht der Autor die Beziehung Bosls zu seinem Schüler innerhalb eines möglicherweise oppositionellen Kreises zu umreißen, er spekuliert allerdings an der einen oder anderen Stelle zu viel, z. B. wenn er schreibt: „Insgesamt scheint es in Ansbach ein kleines antinationalsozialistisches, im Privaten bleibendes Refugium gegeben zu haben. Mit dabei: Karl Bosl.“ (S. 41) Im Folgeabsatz wird diese Aussage mit dem Hinweis auf das von den Nazis geförderte problemlose Fortkommen im Wissenschaftsbetrieb vom Autor selbst relativiert. Darüber hinaus habe Bosl selbst seine Rolle unter den „Ansbacher Andersdenkenden“ stark überbetont. (S. 42) Im Entnazifizierungsverfahren tauchte in „Persilscheinen“ die Behauptung auf, Bosl habe selbst das angesprochene Kabel durchtrennt. Dieser Darstellung widersprach Bosl zumindest nicht. Er nahm in einem Interview von 1986 noch für sich in Anspruch: „Wir haben das Nachrichtensystem der SS zerstört.“ (S. 42) Außerdem behauptete er an der Verteilung von Flugblättern beteiligt gewesen zu sein. Es führte an dieser Stelle zu weit, die komplizierte Sachlage noch genauer darzustellen. Es bleibt festzuhalten, dass Walter in seinem Buch über Karl Bosl ausgewogen urteilt. Er verschleiert nicht, dass der Historiker sich eine Widerstands-Legende geschaffen hat. Er warnt aber vor einer allzu harschen Verurteilung. (S. 53)

Die übrigen Teile des Buches sind disparat: Sie haben mit den zuvor zitierten Fragestellungen nurmehr bedingt zu tun und dienen womöglich als Füllmaterial, um auf etwas mehr als hundert Seiten zu kommen: Was das Kapitel „Bosl und der Maler Vietze“ (S. 54–57) für einen Beitrag zur Fragestellung leistet, wird nicht klar. Daran schließt sich ein Gastbeitrag Willi Eiseles, der erneut Stationen der beruflichen und ehrenamtlichen Karriere Karl Bosls nacherzählt: „Karl Bosl – Philologe, Verbandsvertreter, Wissenschaftler“. (S. 57–80) Schließlich wird ein Interview mit einem Schüler und Doktoranden Bosls, Paul Hoser, beigefügt, das zwar eine interessante

Ergänzung darstellt, aber irgendwie auch fehl am Platze wirkt. (S. 81–88) Abgeschlossen wird das Buch mit einer Auflistung von „Ehrungen“ und „Aberkennungen“. (S. 89–91)

Die Ehrenrettung Karl Bosls gelingt Dirk Walter mit seinem Buch nicht. Viele Tatsachen liegen einfach unbestreitbar auf der

Hand. Es bringt auch wenig neue Erkenntnisse, da sich der Autor vor allem auf vorliegende Literatur stützt. Trotzdem liest man das Buch mit einigem Gewinn: Es fasst die „Causa Bosl“ prägnant zusammen und liefert weitgehend ausgewogene Beurteilungen. Eine intensive wissenschaftliche Bearbeitung der gesamten Vita Bosls steht freilich noch aus.

Josef Memminger

Stefan Winkelhöfer, Der letzte Zapfenstreich. Mit Texten von Marita A. Panzer, Regensburg: Dr. Peter Morsbach-Verlag 2013; 124 S.: zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-937527-63-5

„Der letzte Zapfenstreich ist verweht. Nur Relikte erinnern an früher. Die Geisterstadt wartet auf ein neues Leben.“ Mit diesen Worten Marita A. Panzers sind einige Fotos des Bildbandes von Stefan Winkelhöfer über die Nibelungenkaserne beschrieben. Inzwischen ist allerdings nicht mehr viel von der erwähnten Geisterstadt vorhanden. 2013 konnte man den Abriss zahlreicher Gebäude verfolgen, nur wenige unter Denkmalschutz stehende Gebäude harren einer Weiternutzung. Auf dem 40 Hektar großen Kasernengelände entstehen nach und nach ein Technologiepark und eine Berufsschule sowie Wohnungen. Damit verändert sich das Stadtbild, denn der Süden Regensburgs war seit dem Ende des 19. Jahrhunderts stark durch Kasernenbauten geprägt. Noch zu Zeiten des bayerischen Königreichs wurden die Ersten errichtet. Weitere Kasernen folgten während der nationalsozialistischen Diktatur. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren Einheiten der neugegründeten Bundeswehr zeitweilig in der Prinz-Leopold-Kaserne, der Pionierkaserne, der Raffler-Kaserne, der Bajuwarenkaserne und der Nibelungenkaserne stationiert. Bis zu 5000 Soldaten leisteten dort ihren Dienst ab. So verwundert es nicht, dass dieser Stadtteil den Namen Kasernenviertel bekam und selbigen bis heute trägt. Doch mit der Verringerung der Truppenstärke nach der Deutschen Wiedervereinigung kamen immer mehr Standorte und Kasernen auf den Prüfstand und wurden aufgegeben. Mit dem Beschluss, die Stabskompanie der Division Spezielle Operationen aus Regensburg abzuziehen endete die Stationierung von Soldaten in Regensburg. Der Abzug wurde im Juni 2010 mit einem Großen Zapfenstreich auf dem Domplatz feierlich begangen.

Der Fotograf Stefan Winkelhöfer nutzte den Zeitraum nach dem Auszug der letzten Soldaten und vor dem Abriss der Kaserne für zahlreiche aussagekräftige Aufnahmen. Über 60 farbige Aufnahmen, teils doppelseitig abgedruckt, vermitteln einen Eindruck der über Jahrzehnte genutzten Nibelungenkaserne. In sechs Kapiteln, die mit Leitmotiven wie „Ausgezogen“ oder „Überflüssig“ betitelt sind, widmet sich der Fotograf je einem Bereich der Kaserne. Mit wenigen, aber aussagekräftigen Worten werden diese optischen Eindrücke von Marita A. Panzer beschrieben. Die Wirkung der Bilder steht dabei klar im Vordergrund, wobei die kurzen Kommentare hilfreiche Denkanstöße geben.

Die Fotografien zeigen denn auch verschiedenste Facetten auf. Man sieht eben nicht nur leere Gebäude und verlassene, brach liegende Flächen. Die der Kaserne einstmals innewohnende, militärisch strenge Ordnung wird durch wild wuchernde Pflanzen aufgebrochen. Nicht nur die Grünflächen hat sich die Natur gleichsam zurückerobert, sondern auch den Asphalt, durch den sich das Grün seine Bahn bricht. In kürzester Zeit holt sich die Natur die Flächen zurück, auf denen jahrzehntelang Menschen arbeiteten und lebten.

Deren Arbeits- und Wohnbereich sieht man auf zahlreichen Bildern. Man findet die Unterkünfte und Bürogebäude der Soldaten, leerräumt, ohne Betten oder Schreibtische und Schränke. Weiter die Ausbildungs- und KFZ-Hallen sowie das Schießkino, aber auch die technischen Einrichtungen, die zur Versorgung einer Kaserne notwendig waren, werden etwa mit Fotografien der Zentralen Fernwärmanlage dargestellt. Der unterschiedliche Erhaltungszustand der Gebäude und Einrichtungen wird sichtbar. Die Mehr-

zahl der Bilder zeigen deutlich die Spuren der jahrzehntelangen Nutzung. Hier schälen sich Tapeten von den Wänden, dort entdeckt man Zeichnungen und Schmierereien. Verrostete Hallentore, zerkratzte Bodenbeläge, abgetretene Treppenstufen fallen ins Auge. Fassaden und Einrichtung sind kaputt und baufällig. Andere Bilder vermitteln den Eindruck, als wären sie noch während der Nutzung des Gebäudes entstanden. Die Einrichtung befindet sich in einem guten Zustand. Man könnte sich eine Momentaufnahme während einer Dienstpause vorstellen, es fehlen nur die Menschen. Dies gilt besonders für die Aufnahmen der Zentralen Fernwärmanlage. Hier schlängelt sich eine Vielzahl von hochglänzenden Röhren durch das Gebäude. Keine Spuren von Verwitterung oder Verfall lassen sich feststellen. Ein Handschuh liegt auf dem Boden, als hätte ihn jemand beim Bedienen der Anlage eben erst verloren. Ähnliches gilt für den Kinosaal. Dem Zustand auf dem Foto nach zu urteilen könnte man sich hier Marita A. Panzer anschließend gut einen Anknüpfungspunkt für ein neues Kulturzentrum vorstellen. Doch bei genauerem Hinsehen lassen sich auch hier Spuren der jahr-

zehntelangen Nutzung deutlich erkennen. Stefan Winkelhöfer kann hier sogar noch die einstigen Nutzer der Gebäude dokumentieren. Ein Filmstreifen und ein englisches Filmprogramm stammen aus der Zeit des Fort Skelly. So lautete die Bezeichnung für die Nibelungenkaserne nach dem Zweiten Weltkrieg, als hier US-Amerikanische Soldaten stationiert waren. Dieser Nutzung der Kaserne durch deutsche und amerikanische Truppen sind auch die durchweg zweisprachig gehaltenen Texte in deutsch und englisch geschuldet.

Am Ende des Bildbandes führt ein chronologisches Verzeichnis alle in der Kaserne stationierten Militäreinheiten auf. Eine schematische Karte des Areals der Nibelungenkaserne und eine Liste der einzelnen Gebäude runden den Bildband ab. Mittels dieser Karte wird auch über den Aufnahmeort der einzelnen Fotografien informiert. Zudem finden sich hier auch Angaben zur verwendeten Kamertechnik und den Aufnahmezeiten der einzelnen Fotografien. Der eindruckliche Bildband bietet somit Gelegenheit zu einem Rückblick auf die jüngste Geschichte Regensburgs.

Konrad Zrenner

Ann Hiley, Regensburg. A Short History, Regensburg: Pustet 2013; 112 S.: zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-7917-2480-5

Eine bündige englische Darstellung der Regensburger Stadtgeschichte war tatsächlich überfällig. Schließlich zieht Regensburg englischsprachige Touristen geradezu an, und das nicht erst seit es sich mit dem Welt-erbetitel schmücken darf. Ann Hiley übersetzt für „Regensburg. A Short History“ nicht einfach schon vorhandene Einführungen. Vielmehr gelingt es ihr mehr als einmal, Facetten zu beleuchten, die in den meisten knappen Überblicken fehlen oder anderen Aspekten weichen mussten – letztlich hat ja jeder auszuwählen, der versucht, die Tiefe der Regensburger Geschichte auf wenigen Seiten zu verdichten. Hiley, gebürtige Kanadierin, studierte in Vancouver und London Musikwissenschaft und begeistert sich für Alte Musik. Wen überrascht es da, dass sie die mittelalterliche Musik Regensburgs besonders würdigt? Ihre Beispiele reichen über burggräflichen Minnesang und Gregorianischen Choral der Emmeramer Mönche bis

zu den fahrenden Sängern und Gauklern, die von eben jenen Mönchen für ihre Aufführungen entlohnt wurden. Auch ein Exkurs zur Musik am Hof der Fürsten von Thurn und Taxis mit ihrem reichsweit bekannten Orchester fehlt nicht, ebenso wenig der Hinweis auf zwei gebürtige Regensburger, die Musikgeschichte schrieben: der Erfinder Johann Nepomuk Mälzel, der des Metronoms wegen, das er perfektionierte, noch heute jedem Musikstudenten begegnet, und die Sängerin Elisabeth Barenfeld, ein musikalisches Wunderkind, das möglicherweise Beethovens „Für Elise“ den Namen gab. Die Autorin beschreibt außerdem das Wirken Carl Proskes, eines aus Oberschlesien stammenden Arztes und katholischen Kirchenmusikers; Proske, der dem Regensburger ‚Sailer-Kreis‘ angehörte, setzte sich für eine kirchenmusikalische Restauration ein, um die nach seiner Ansicht verweltlichte katholische Kirchenmusik wieder zu ihrer alten Würde zu führen.

Hiley beleuchtet daneben so schillernde Gestalten wie den englischen Gesandten Sir George Etherage oder den Entdecker Ulrich Schmidl. Etherage führte als Gesandter Jakobs II. (engl. James II.) von England am Immerwährenden Reichstag ein Leben als veritabler Lebemann, sorgte für einen handfesten Skandal nach dem anderen; dass er auch Theaterstücke verfasste, ist in Regensburg vergleichsweise unbekannt. Ulrich Schmidl nahm als deutscher Landsknecht an einer Expedition nach Südamerika teil und war an der Gründung von Buenos Aires beteiligt; bald nach seiner Rückkehr in die Straubinger Heimat war er gezwungen, nach Regensburg umzuziehen, da er in seiner Heimatstadt als Lutheraner nicht länger geduldet war. In Regensburg verfasste er seinen berühmten Bericht über die entbehrungsreichen Entdeckungsfahrten, die er erlebt hatte. Manch einer der bei Hiley genannten Namen ist dem britischen und nordamerikanischen Leser vertrauter als dem deutschen, etwa der des Malers Johann Zoffany oder des Schriftstellers Ludwig Bemelmans.

Im Aufbau setzt die Autorin folgende Schwerpunkte: Vorrömische Zeit, römische Zeit, frühes Mittelalter, spätes Mittelalter, Reformation, Immerwährender Reichstag, Dalbergzeit, 19. Jahrhundert und 20. Jahrhundert; mit zwei Ausnahmen (vorrömische Zeit und frühes Mittelalter) stellt sie sie jeweils auf etwa 10 Seiten vor. Das – längste – Kapitel zur frühmittelalterlichen Geschichte umfasst in Wirklichkeit Früh- und Hochmittelalter, was auch außerhalb der deutschen Wissenschaftstradition etwas unkonventionell ist.

Einige wenige Punkte sollte man in einer zweiten Auflage – die ich dem Buch wünsche – ändern: So sind es leider weitverbreitete

Topoi, dass nur Männer das mittelalterliche Regensburger Bürgerrecht erlangen konnten (S. 48), und Juden die Geldleihe monopolartig betrieben (S. 55). Jakob II. von England war außerdem nicht gleichzeitig Kurfürst von Hannover, denn weder war Hannover zu seiner Zeit schon Kurfürstentum, noch war es bereits in einer Personalunion mit Großbritannien verbunden (S. 73). Die arnulfinische Stadterweiterung dürfte eher den Ungarneinfällen geschuldet gewesen sein als dem Streit zwischen Herzog Arnulf und Heinrich I. (S. 31). Eine Ungenauigkeit kann man der Autorin dagegen kaum anlasten, denn sie findet sich überall in der Literatur zu Regensburg: die zum festen Grundwissen gewordene Angabe, die Steinerne Brücke sei der einzig feste Übergang über die Donau zwischen Ulm und Wien gewesen (S. 39). Sie suggeriert, es habe dort schon Brücken über die Donau gegeben. Tatsächlich errichtete man die Ulmer und Wiener Brücken deutlich später als die Steinerne Brücke in Regensburg – und noch dazu aus Holz. Dem Verlag möchte man nahelegen, im Inhaltsverzeichnis nur Überschriften aufzunehmen und die zahlreichen Infokästen, die das Buch enthält, dort nicht aufzulisten.

Diese Anmerkungen sollen den Wert des Buches nicht schmälern. Insgesamt ist es ein Genuss nicht nur für englischsprachige Touristen und solche, die sie führen müssen – welcher Gästeführer hat noch nicht nach einer Übersetzung für „Immerwährender Reichstag“ gesucht, die auch Nicht-Historiker verstehen können? Auch gebürtige Regensburger dürfen bedenkenlos zugreifen, sofern sie des Englischen mächtig sind und ein paar neue Aspekte seiner reichen Geschichte erleben wollen.

Dominik Kaufner

Ralf Christian Tautz, Regensburg im Spiegel der Zeit, Mering: mediaprint infoverlag [2014]; 161 S.; zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-9816036-2-0

Eine Chronik zur reichen Vergangenheit der Stadt Regensburg zu verfassen ist aus zwei Gründen ein anspruchsvolles Unterfangen: zum einen, weil die wechselvolle Geschichte ab den ersten Siedlungsspuren eine immense Fülle an Material bietet, das trotz seiner ganzen Komplexität kompakt und verständlich wiedergegeben werden muss, um dem Leser einen grundlegenden

Überblick der Entwicklung zu vermitteln, zum anderen aber auch schlichtweg deshalb, weil Jahr für Jahr neue Publikationen zu einzelnen Aspekten und Epochen erscheinen, aufgrund derer es schwierig ist, in diesem Bereich gerade auch für Regensburg etwas Neues zu schaffen und gleichzeitig dem Genre der Chronik treu zu bleiben.

Ralf Christian Tautz unternimmt dies im

Rahmen der „Im Spiegel der Zeit“-Reihe, in der bereits einige deutsche Städte erschienen sind, darunter Trier, Bremen, Paderborn, Gütersloh und Neuss. Wie der Autor selbst im Vorwort schreibt, ist das Buch „[...] der Versuch eines Reiseberichts über die erstaunlichen Wege durch die Vergangenheit.“ Sein dezidiertes Ziel ist es daher, die „[...] Vorstellungskraft von den Abenteuern, die mit den Geschichten der Geschichte einhergehen, [...], anzuregen.“ Gleichzeitig weist er darauf hin, dass „[...] das Engagement und die Kreativität traditionsreicher und junger Unternehmen, die die Stadtgeschichte mitgeprägt haben, [...]“ besondere Berücksichtigung erfahren, worauf noch einzugehen sein wird.

Die Chronik ist wie allgemein für diese Reihe üblich in Themen und Ereignisse untergliedert; ein an beiden Rändern mitlaufender Zeitstrahl vermittelt dem Leser den Fortgang der Geschichte und seine aktuelle Position im Geschehen. Die unter den prägnanten Kapitelüberschriften folgenden Absätze sind übersichtlich gegliedert und flüssig zu lesen. Das Bildmaterial des stadtgeschichtlichen Teils stellt sich einer Schwierigkeit, die für eine Stadt wie Regensburg mit zahlreichen jährlichen Publikationen grundlegend ist: die Motive müssen sich zum Großteil zwangsläufig wiederholen. Dieses Problem ist hier geschickt gelöst, indem sich ansprechende Aufnahmen aus teils ungewohnten Perspektiven und Ausschnitte als *pars pro toto* mit historischen Fotografien und Bildwerken oder auch Modellen des Historischen Museums abwechseln.

Der Autor stützt sich in seinen Texten unter anderem auf einschlägige Literatur zur Regensburger Stadtgeschichte wie das von Peter Schmid herausgegebene zweibändige Geschichtswerk, die Chronik Karl Bauers, die Kleine Regensburger Stadtgeschichte Matthias Freitags oder die erst 2012 von Nikolai Löwenkamp publizierten Auszüge aus der Gemeinerschen Chronik. Daneben liegen dem Buch laut Literaturverzeichnis weitere Werke sowie verschiedene Webseiten zu Grunde.

Der stadthistorische Teil ist in der Gesamtschau eine Mischung aus Fakten und anschaulicher Darstellung. Der Bogen spannt sich von frühen Zeugnissen der Niederlassung über die Römerzeit zu den Germanen und Bajuwaren, zeichnet Regensburg zur

Franken- und Karolingerzeit nach und geht dabei auf archäologische Befunde und Rekonstruktionen ein. Ein Schwerpunkt liegt auf dem Hoch- und Spätmittelalter, der Phase größter Bedeutung und Blüte der Stadt, und verbindet die politisch-gesellschaftliche und sakrale mit der topographischen und architektonischen Entwicklung, ehe der Verfasser zu den Ereignissen und Umbrüchen der frühen Neuzeit übergeht. Etwa ab der Mitte des Bandes dominiert ein bildhaft erzählender Stil wie etwa beim Übertritt der Stadt zum protestantischen Bekenntnis oder dem wie in vielen anderen Stadtgeschichten sehr ausführlich behandelten Lebensportrait der Barbara Blomberg und ihrer Beziehung zu Kaiser Karl V.; es fließen Geschichten und Anekdoten mit ein, die ein lebendiges Bild der Stadt zeichnen, wie dies im Vorwort des Autors ja ausdrücklich beabsichtigt ist. An die Geschichte des Immerwährenden Reichstags über das Fürstenhaus Thurn und Taxis und das Ende des Alten Reiches schließt sich die zweite Hälfte des Buches an, in der die Wirtschaftsgeschichte der Stadt ab dem frühen 19. Jahrhundert mit der beginnenden Industrialisierung besonderes Gewicht erhält.

Dieser Teil, der die Entwicklung der Stadt bis in die jüngste Vergangenheit nachzeichnet, legt neben dem historischen Fortgang den Fokus auf die Präsentation ausgewählter Unternehmen. Er gibt zwar Einblicke in spannende Regensburger Firmen- und Geschäftsentwicklungen, die dem Leser sicherlich häufig vorher nicht bekannt waren und eine genauere Betrachtung ebenso wie alle anderen hier nicht vorgestellten lokalen Betriebe im Rahmen einer eigenen Wirtschaftschronik durchaus verdienen. Ein wenig mehr Zurückhaltung bei der Verwendung von Superlativen bei der Charakterisierung der Unternehmen und ihrer Leistungen sowie eine etwas objektivere Darstellung hätte hier allerdings sicherlich nicht geschadet, da in einigen Kapiteln die jeweilige Unternehmensphilosophie, die Betonung von Qualität und Effizienz, Kundenzufriedenheit, Kompetenz und Engagement so viel Raum erhalten, dass der Leser sich teils an Firmenwerbeauftritte erinnert fühlt.

Der Verlag selbst charakterisiert das Format des Buches in seinem Internetauftritt folgendermaßen: „Mit einer Mischung aus pointierten Essays, informativen Bilddokumenten, historischen Reportagen und unterhaltsamen

Anekdoten verbindet diese Reihe europäische Historie mit heimischer Wirtschaftsgeschichte.“ Dies trifft durchaus auch auf den vorliegenden Band zu, hinterlässt jedoch die Frage, welcher Kategorie dieses Buch letztendlich angehört.

Die erste Hälfte erscheint somit zusammenfassend als eine Art modernes Geschichtsbuch für den interessierten Leser, der einen Überblick über die Regensburger Vergangenheit in gut aufbereiteter Form mit Modellen und historischen Bilddokumenten erhalten möchte, dies in thematisch geordneten und in sich geschlossenen Kapiteln. Der

zweite Teil allerdings widmet sich vor allem der ausgiebigen Würdigung ausgesuchter Regensburger Wirtschaftszweige, sodass dieses Exemplar der vom Verlag kurioserweise als „Chroniken im Buchformat“ titlierten Reihe einen etwas zwiespältigen Gesamteindruck hinterlässt. Wie eine Publikation konzipiert ist, bleibt natürlich Angelegenheit des Verlags, und die Einrichtung einer Plattform für Wirtschaftsunternehmen auch in Buchform ist durchaus legitim – doch wäre es hier wohl besser gewesen, sich für eine klare Linie zu entscheiden.

Kerstin Pöllath

Rudolf Reiser, Regensburgs Kathedrale, Spiegel der Weltreligionen, München: Media Domain Verlag 2013; 184 S.: zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-952918-99-5

Nahezu gleichzeitig mit dem gewichtigen ersten Textband der monumentalen Dom-Publikation, die derzeit in der Reihe *Die Kunstdenkmäler von Bayern* entsteht, erschien 2013 ein vergleichsweise bescheidenes Büchlein, das ebenfalls der Regensburger Kathedrale gewidmet ist. Bereits im Prolog (S. 5) wird zweierlei klar: zum einen der Anspruch des Verfassers, den Regensburger Dom von der „gottjämmerliche[n] Geschichtsschreibung“ zu erlösen, die dieser „seit langem zu ertragen“ habe. Zum andern stellt sich Reiser dem gespannten Leser als Autor vor, der gern von sich selbst spricht und bereitwillig Einblicke in seine „oft quälende Kärnerarbeit“ gibt. So habe er „mit einem erheblichen Zeit- und Geldaufwand“ Reisen zu zahllosen Vergleichsbauten unternommen, „in den einschlägigen Archiven rund 3000 mittelalterliche Urkunden“ studiert und neben der Bibel auch fleißig den Koran gelesen. Durch diesen letzten Punkt dürfte sich seine Annäherung an den Regensburger Dom in der Tat von den Methoden der zünftigen Kunsthistoriker und Bauforscher abheben.

Bereits in Kapitel 1 folgt denn auch der erste Paukenschlag: Zu viele Elemente am Dom seien „aus der griechischen Mythologie genommen, aus dem Koran der Muselmänner und dem Alten Testament der Juden, als dass man von einer rein christlichen Kirche sprechen könnte“ (S. 7). Spätestens jetzt begreift der Leser, für den eine Kirche bisher *per definitionem* ausschließlich christlich war, dass er, möchte er Reisers Ausführungen weiter

folgen, das enge Korsett wissenschaftlicher Methodik und Terminologie vorübergehend ablegen sollte.

Lassen wir uns also den Regensburger Dom unvoreingenommen erklären! Unglaublich viel Neues erfahren wir da – zum Beispiel, dass die vermeintliche „Judensau“ in Wahrheit die römische Wölfin sei, die Romulus und Remus säugt (S. 42–46). Bemerkenswert sind auch Reisers Erkenntnisse zur Herkunft des Wenzel Roriczer, der von ca. 1415 bis 1419 das Amt des Dommeisters bekleidete: Nicht etwa im böhmischen Kolin, wo ab dem ersten Drittel des 15. Jahrhunderts eine Familie Rorycz nachgewiesen ist (V. Kotrba, Okudpocházeli Roritzerové?, in: Umění XI [1963], S. 65–69 [mit deutschem Resümee]), sondern in der portugiesischen Ortschaft Roriz habe der Baumeister seine familiären Wurzeln. Um darauf zu kommen, müsse man nur „ein bißchen sein Hirn anstrengen – und die voll von Geheimnissen steckenden Urkunden studieren“ (S. 54). Dann erkenne man, dass in der Frühzeit der Personenregistrierung ein Fremder regelmäßig nach seinem Heimatort oder –land benannt worden sei, und nachdem es in Europa nun mal nur ein Roriz gäbe, sei das Rätsel gelöst. Wie bei all seinen Thesen, ist Reiser nicht um stützende Argumente verlegen: Die Portugiesen seien schon immer Weltbummler gewesen; eine Variante des portugiesischen Jakobsweges führe über Roriz und stelle so eine Verbindung zu dem auch von Regensburger Pilgern besuchten Santiago de Compostela her; Steinmetze zur Zeit der

Spätgotik seien bekanntlich überaus mobil gewesen; die in den mittelalterlichen Urkunden übliche Schreibung des Vornamens – *Venczla* und nicht *Wenzel* – sei typisch portugiesisch, denn „*Portugiesen kennen im Gegensatz zu den nördlichen und westlichen Nachbarn überhaupt kein W als Anfangsbuchstaben*“. In den deutschen Urkunden dagegen tauche „*das V als Initiale nur in ganz wenigen Einzelfällen auf – und wenn dann gehäuft erst später*“ (S. 57). Diese Aussage untermauert Reiser mit diversen Belegen aus dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv (S. 172 Anm. 151), übersieht dabei aber ausgerechnet jene Quelle, die unseren *Venczla* 1415 erstmals in Regensburg nennt (BayHStA, Oberster Lehenhof 2713, fol. 41v). Sie trägt die Datumsangabe *in crastino Vincentii martyris*. Dies zur Seltenheit der Initiale *V* in deutschen Texten des frühen 15. Jahrhunderts. Reisers apodiktisch formulierte Anmerkungen zum „*W als Anfangsbuchstaben*“ erschließen sich dem Rezensenten ebenso wenig wie die Annahme, Regensburger Schreiber hätten im Fall des „Portugiesen“ Roriczer bei der Verschriftlichung des Anlauts *w* graphische Traditionen des Portugiesischen berücksichtigt.

Die Theorie von der Herkunft des Dombaumeisters aus dem fernen Westen Europas lässt sich, wozu man geneigt wäre, jedoch nicht einfach übergehen. Denn sie zieht sich wie ein roter Faden weiter durch das Buch und dient dazu, die angeblichen orientalistisch-muslimischen Einflüsse am Regensburger Dom plausibel zu machen. Dass der Norden Portugals, wo Roriz liegt, bereits ein halbes Jahrtausend vor der Geburt Roriczers von den Christen zurückerobert wurde, schließt Reiser als Gegenargument aus. Vielmehr seien muslimische Traditionen lange im portugiesischen Volk lebendig geblieben. Vor allem das durch Roriczer vermittelte Erbe der Berber – sie „*lieben trotz der islamischen Grundhaltung bildliche Darstellungen*“ (S. 64) – erhält nach Reisers Ausführungen ungeahnte Bedeutung für die Interpretation des Regensburger Doms, für die Westfassade ebenso wie für das Vorhandensein eines Brunnens. Das mutmaßliche Selbstporträt Roriczers, eine Büste in den Archivvolten des Hauptportals, wird so zur „*einzig[e] Darstellung eines namentlich nachweisbaren Mozarabers oder gar Moriscos in Deutschland*“ (S. 61f.), der modische Schlapphut

wird zur typisch portugiesischen „*Zipfelmütze*“ (S. 63) und das dem Porträtierten ostentativ auf der Brust eingravierte Steinmetzzeichen wird zum portugiesischen Königskreuz, dessen Ende Roriczer „*aus Respekt vor dem Königseblem*“ um 45° nach rechts gebogen habe (S. 64). Mit keinem Wort nimmt Reiser zu der von der Domborschung diskutierten Frage Stellung, ob die Archivolten des Hauptportals nicht schon vor dem Erscheinen Roriczers vollendet waren, was bedeuten würde, dass die fragliche Büste nicht ihn, sondern seinen Vorgänger Liebhard Mynnär darstellt (vgl. Peter Morsbach, *Die Erbauer des Doms. Die Geschichte der Regensburger Dommeisterfamilie Roriczer*, Regensburg 2009, S. 38).

Der Fall der mutmaßlichen Roriczerbüste ist leider symptomatisch. Reiser unterlässt es, sich ernsthaft mit der aktuellen Domborschung auseinanderzusetzen. Er nimmt dann auf sie Bezug, wenn er sich im Recht glaubt und polemische Seitenhiebe austeilen möchte. Diese treffen vor allem Achim Hubel, der dem Leser als „*der Professor, der alles besser weiß*“ regelrecht vorgeführt wird (vgl. u.a. S. 45, 50, 61, 77, 78, 79, 85, 90, 91). Mit dieser Art der (un-)wissenschaftlichen Auseinandersetzung, die für einen promovierten Historiker erstaunt, tut sich Reiser keinen Gefallen. Denn darunter leiden auch diejenigen seiner Vorschläge, die eine genauere Beachtung verdienen, etwa die Identifizierung der am westlichsten Strebe Pfeiler der Südfassade dargestellten „*Gänsepredigt*“ als Allegorie des Kampfes gegen die Hussiten (S. 51, 182) oder auch seine bereits erwähnte Deutung der „*Judensau*“ als Kapitulinische Wölfin. Derartige Impulse, die durchaus der Belebung der Forschung dienen könnten, konterkariert Reiser jedoch durch seinen selbstgefälligen, mit verbalen Attacken gegen die „*Domliteraten*“ (S. 180) gespickten Plauderton, der inhaltlich durchsetzt ist mit fragwürdigen bis falschen Behauptungen. Um diese zu entlarven, muss man kein Domspezialist sein, denn sie beziehen sich keineswegs nur auf die Kathedrale. So verfällt Reiser zum Beispiel unkritisch dem Fremdenführertopos, wonach die Türme der Regensburger „*Patrizierburgen*“ schlicht „*nach der italienischen Mode*“ errichtet worden seien. Und um die engen Handelsbeziehungen nach Italien noch zu untermauern, präsentiert er uns noch ein weiteres Indiz: Manches Haus

trage gar „einen italienischen Namen, wie das Heuport – Foroferi“ (S. 58). Diese Definition von Italienisch ist freilich nur eine

Marginalie. Aber sie ist bezeichnend für das gesamte Buch. Wer im Glashauss sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen.

Eugen Trapp

Achim Hubel – Manfred Schuller (Hg.), *Der Dom zu Regensburg*, Textband 1 (Die Kunstdenkmäler von Bayern N. F. 7,1,1) Regensburg 2013; XVIII + 484 S.; zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-7917-2333-4

Das vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege herausgegebene Großinventar *Die Kunstdenkmäler von Bayern – Neue Folge* widmet dem Regensburger Dom, der herausragenden Bedeutung der Kathedrale entsprechend, ganze fünf Teilbände. Nachdem die Teilbände 4 (Fotodokumentation) und 5 (Tafeln) bereits seit 2010 bzw. 2012 vorliegen, ist im Herbst 2013 der erste der insgesamt drei Text-Teilbände erschienen. Diese ungewöhnliche Reihenfolge war nötig, um die Benutzung der Textbände, in denen auf Fotos und Tafeln verwiesen wird, zu ermöglichen.

Die Herausgeberschaft für alle fünf Teilbände liegt bei Achim Hubel und Manfred Schuller, die als Leiter eines über 25 Jahre währenden interdisziplinären Forschungsprojekts zur Bau-, Kunst- und Funktionsgeschichte des Regensburger Doms prädestiniert für diese Aufgabe sind. Auf eine ähnlich lange und intensive fachliche Auseinandersetzung mit der Materie können auch die meisten anderen Autoren des hier zu besprechenden Bandes zurückblicken.

Den Anfang der 14 Beiträge bildet eine von Johann Gruber zusammengestellte und kommentierte Auswahl von Urkunden und anderen Quellen zum Dombau (S. 1–28). Die Edition beginnt mit einem kritischen Überblick über die – ausschließlich erzählenden – Quellen, die sich auf den Brand des romanischen Doms im Jahre 1273 beziehen (Nr. 1), und über die 1274 während des Konzils in Lyon zugunsten der Wiederherstellung der Regensburger Bischofskirche ausgestellten Ablassprivilegien (Nr. 2). Es folgen, verteilt auf weitere 145 Nummern, Urkunden aus den Jahren 1276 bis 1525, die Informationen zum Dombau enthalten. Die Ausführlichkeit der Zitate, gegebenenfalls auch die Beschränkung auf Regesten, richtet sich jeweils sowohl nach dem Aussagewert der Quelle als auch nach der Frage, ob es sich um eine Erstveröffentlichung handelt oder ob auf ältere

Drucke verwiesen werden kann. In diesem letzten Fall versäumte es Gruber nicht, sich kritisch mit den vorhandenen Editionen auseinanderzusetzen. Sein Verdienst ist daher ein doppeltes: zum einen die Zusammenstellung aussagekräftiger, zum Teil noch nicht oder an entlegener Stelle publizierter Quellen, und zum anderen die benutzerfreundliche Erschließung dieses für die Forschung grundlegenden Materials.

Thematisch anschließend, folgt ein umfangreicher, von Johann Gruber und Peter Morsbach beigezierter Abschnitt (S. 29–240), der den mittelalterlichen Dombaurechnungen gewidmet ist. Deren erhaltener Bestand ist zwar nur „*der klägliche Rest*“ (S. 29) eines einst umfangreichen, im 19. Jahrhundert größtenteils vernichteten Rechnungskomplexes. Immerhin aber konnten nun dank intensiver Recherchen außer den vier bereits von J. R. Schuegraf 1855 und 1858 in den Verhandlungen des Historischen Vereins veröffentlichten Exemplaren sechzehn weitere Rechnungen, die sich allesamt im Bischöflichen Zentralarchiv fanden, der Forschung zugänglich gemacht werden – darunter die derzeit älteste bekannte Regensburger Dombaurechnung (um 1380/85). Die Edition endet mit Rechnung XVIII (1532/33). Die Rechnungen XIX (1538/39) und XX (1550) sind, als Anhang I bzw. Anhang II definiert, nur noch beschrieben. Dies ist insofern gerechtfertigt als 1538 die mittelalterliche Bauhütte bereits erloschen war. 1550 wird sie jedoch noch immer als Gebäude erwähnt, in dem der Kapitelmaurer und der *hüttenknecht* gelegentlich Steine bearbeiteten (S. 48).

Auf den ersten Blick etwas befremdlich wirkt der Wechsel der Editionsrichtlinien zwischen den von J. Gruber bearbeiteten Rechnungen I bis V und den von P. Morsbach „freizügiger“ bearbeiteten restlichen Rechnungen. Gerechtfertigt wird diese Inkonsistenz mit der dadurch erreichten Reduzie-

zung des Umfangs (S. 49). Dieses Argument mag man mit Blick auf die beeindruckende Seitenzahl des Bandes gelten lassen.

Den Abschluss der quellenbezogenen Beiträge bildet der von P. Morsbach edierte Werkmeistervertrag des Wolfgang Roriczer (S. 241–247). Nachdem der Autor diesen am 13. Juni 1495 zwischen dem Regensburger Domkapitel und dem *Thuembmayster* geschlossenen Vertrag bereits 2009 vorgestellt und in moderner Umschreibung publiziert hatte (Peter Morsbach, Die Erbauer des Doms. Die Geschichte der Regensburger Dommeisterfamilie Roriczer, Regensburg 2009, S. 20–25), legte er nun eine hohen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende, ausführlich kommentierte Edition der im Bischöflichen Zentralarchiv aufbewahrten Urkunde vor.

Es folgen, jeweils von Achim Hubel erstellt, eine Zeittafel zur Baugeschichte des gotischen Doms (S. 247–252) sowie ein Katalog der wichtigsten vor dem Zeitalter der Fotografie entstandenen Ansichten der Kathedrale (S. 253–337). Die nach dem Kriterium der Aussagekraft getroffene Auswahl von Zeichnungen, Aquarellen, Gemälden und Druckgrafiken vereint 81 – zum Teil erstmals publizierte – Bildquellen, die den Dom von außen, von innen oder auch im Grundriss zeigen. Sämtliche Werke sind in einer Größe reproduziert, die das „Lesen“ dieser Quellen gut möglich macht. Neben den üblichen Angaben zum Künstler, zu Datierung, Technik und Maßen, zum Aufbewahrungsort und gegebenenfalls zu weiterführender Literatur bieten die Katalogtexte informative Beschreibungen, die das jeweilige Bildokument als Zeugnis für einen bestimmten Bau- oder Ausstattungszustand würdigen. Dabei wird freilich auch deutlich, dass so manche scheinbar detailgetreue Vedute ihre künstlerische Qualität einer subtilen Bildregie verdankt, die zwischen exakter Wiedergabe und malerischem Ideal oszilliert. Als Beispiel sei die bekannte, 1820 entstandene Lithographie Domenico Quaglios genannt, die den Dom von Südwesten zeigt (S. 257f. Kat.-Nr. 9 u. 10).

Zu den im Domschatz aufbewahrten mittelalterlichen Baurissen des Regensburger Doms stellt Johann Josef Böker neue Ergebnisse oder, besser gesagt, Thesen vor (S. 339–350). Er untermauert die Abhängigkeit des sogenannten Zweiturmrissses vom Prager

Parlerkreis und erkennt im sogenannten Einturmrisss „das *parlerische erste Plankonzept für den Ulmer Münsterturm*“ (S. 346). Davon ausgehend, unternimmt Böker eine Zuweisung dieses Risses an Heinrich (d. J.) Parler, der „*vor seinem Fortgang nach Mailand um 1380 auch in Regensburg als Dombaumeister eingestellt gewesen*“ sein müsse (S. 347).

In diesem wie auch in einigen anderen, weniger spektakulären Punkten weicht Böker von der aktuellen Domforschung ab. Der Leser, dem dies auffällt, gerät ins Grübeln, findet aber nur dann, wenn er zufällig – und wer tut das schon? – im *Vorwort der Projektleiter* nachsieht, eine Bestätigung für seine Skepsis. Hubel und Schuller distanzieren sich in der Tat von Bökers Beitrag, „*vor allem was die Zuweisung der Regensburger Risse an Heinrich Parler betrifft*“ (S. XI). Dem Benutzer, der sich des Großinventars in der berechtigten Hoffnung auf verbindliche Aussagen bedient, hilft dies nicht wirklich. Zumindest hätte es sich gehört, direkt vor oder nach Bökers Ausführungen offen auf die konkurrierenden Forschungsmeinungen hinzuweisen.

Keine Unschärfen lässt die von Peter Kurmann verfasste Baubeschreibung (S. 351–360) erkennen. Ihre Lektüre ist überraschend kurzweilig, da es der Autor souverän versteht, den zwangsläufig objektbezogen deskriptiven Grundton mit zahlreichen Bezügen zum großen Kontext der Kathedralgotik anzureichern.

Karl Schnieringer gibt einen kurzen Überblick über den derzeitigen Kenntnisstand zur baulichen Entwicklung des Dombezirks *vor* dem gotischen Neubau (S. 361f.). Dessen Baugeschichte stellt im Folgenden Manfred Schuller vor (S. 363–380). Er löst die enorm schwierige Aufgabe, die höchst komplexe, nahezu 250 Jahre dauernde und von mehreren Planwechseln geprägte Bauentwicklung prägnant und dennoch erschöpfend zu beschreiben, durch das enge Zusammenspiel verschiedener Medien: Der Text ist in 25 überschaubare Kapitel gegliedert, die das Wachsen der Kathedrale in Zeitsprüngen von teilweise weniger als zehn Jahren veranschaulichen. Die Kapitel sind für sich lesbar und verständlich, entfalten ihre volle Aussagekraft aber erst in Kombination mit den entsprechenden Isometrien, die – zusammen mit Grundrissen, Schnitten, Ansichten und Bualtersplänen – im Tafelband 7,5 abgebil-

det sind. Im Textband 7,2 sollen ferner alle Belege aus Baubefund, schriftlichen und bildlichen Quellen sowie aus naturwissenschaftlichen Untersuchungen publiziert werden. Dies mag auf den ersten Blick wenig benutzerfreundlich erscheinen. Es ist jedoch mit Sicherheit die effektivste und wissenschaftlich solideste Methode, um die nach 25 Jahren intensiver Bauforschung vorliegende Fülle an Detailerkennnissen übersichtlich und zugleich nachprüfbar darzustellen.

Mit der Bau- und vor allem mit der Ausstattungsgeschichte vom Spätmittelalter bis ans Ende der Barockzeit befassen sich Friedrich Fuchs und Angelika Wellnhöfer in einem gemeinsam verfassten Beitrag (S. 381–392). Sie richten ihr Augenmerk zunächst auf die an den Dom angrenzenden Bereiche (Kapitelhaus, Kreuzgang), in denen die Bauhütte im 16. Jahrhundert noch tätig gewesen ist, nachdem der Ausbau des Doms selbst bereits eingestellt war. Daran anschließend werden die Maßnahmen beschrieben, die dem Inneren der Kathedrale im Zuge der Gegenreformation ab etwa 1600 vorübergehend einen barocken Stempel aufdrückten. Allerdings sollen sich, wie es in Anmerkung 1 (S. 381) heißt, die beiden Autoren in Band 7,3 dazu nochmals in separaten Beiträgen vertiefend äußern. Dabei werden sich Redundanzen kaum vermeiden lassen.

Gleiches gilt für die folgende, von Isolde Schmidt verfasste „Zusammenfassung der Baugeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“ (S. 393–412). Der übersichtlich strukturierte Beitrag gibt einen guten Überblick über den ideellen und materiellen Umgang mit der Kathedrale von der Purifizierung unter König Ludwig I. bis zu den unterschiedlichen denkmalpflegerischen Methoden des 20. Jahrhunderts. Aber auch hier erfährt der Leser gleich in Anmerkung 1 (S. 395), dass in Band 7,3 ein ausführlicher Aufsatz zum selben Thema folgen wird.

Den Reigen der Beiträge beschließt die Auswertung der über zehntausend am Dom registrierten Steinmetzzeichen durch Friedrich Fuchs (S. 413–458). Der Verfasser, der sich seit 1986 mit dieser Materie beschäftigt, lässt den Leser zunächst an der Entwicklung

seiner Methode zur Erfassung der einzelnen Zeichen und zur Bildung der immerhin noch 824, sämtlich abgebildeten Formtypen teilhaben. Sodann erörtert er anhand konkreter Fragen, welche Erkenntnisse sich aus diesem Datenbestand herausfiltern lassen: Die Bauabfolge wird transparenter, konkrete Aussagen zur Präsenz und Arbeitsdauer einzelner Steinmetze sowie allgemein zum Personalstand auf der Baustelle sind nun möglich. Wertvoll ist die Auswertung der Zeichen auch insofern, als sie sich gleichsam als Gegenprobe für die Ergebnisse der Bauforschung verwenden lässt. Und schließlich eröffnet sie, über den Dom hinausgehend, Perspektiven auf zahlreiche andere Bauten in Regensburg und darüber hinaus. So steht jetzt zum Beispiel fest, dass die Stadt für die Errichtung des Ostentors auf Stammaarbeiter der Dombauhütte zurückgreifen konnte (S. 443), während etwa im Fall der Wallfahrtskirche Bettbrunn die von der älteren Forschung postulierten Zusammenhänge mit der Dombauhütte als widerlegt gelten können (S. 445). Dass die Auswertung von Steinmetzzeichen jedoch stets nur Hilfsmittel der Beweisführung sein kann, wird am Beispiel des Ulmer Münsters deutlich: Die dortige und die Regensburger Hütte standen im Austausch. Dies belegt allein schon der bereits erwähnte Einturmriß. Aber die Frage, ob Übereinstimmungen bei den Steinmetzzeichen wirklich eine Personalwanderung beweisen, lässt Fuchs ausdrücklich offen. Schließlich könnten ja auch in beiden Hütten gleichzeitig dieselben Zeichentypen in Gebrauch gewesen sein (S. 447).

Abgerundet wird der Band durch eine ausführliche Bibliographie zum Regensburger Dom (S. 461–483), in der die in den Anmerkungen zu den einzelnen Beiträgen verwendeten Kurztitel aufgelöst sind. In diesem Zusammenhang sei lobend erwähnt, dass man die Anmerkungen als Fußnoten auf der jeweiligen Textseite untergebracht hat. Dies erspart lästiges Blättern. Vergeblich sucht der Benutzer indes nach einem Register. Bleibt zu hoffen, dass es – als gemeinsames Erschließungsinstrument für alle drei Textbände – für Band 7,3 vorgesehen ist.

Eugen Trapp

Ehemalige Synagoge Sulzbach. Festschrift zur Eröffnung am 31. Januar 2013 (Schriftenreihe des Stadtmuseums und Stadtarchivs Sulzbach-Rosenberg 30) Sulzbach-Rosenberg 2013; 240 S.: zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-9814093-3-8

Von der Geschichte der Synagoge und der Gemeinde handelt die hier anzuzeigende Festschrift, erschienen anlässlich der Neuöffnung am 31. Januar 2013.

Während Altbürgermeister Gerd Geismann, der Motor der Synagogen-Reaktivierung, aufgewachsen in der Nachbarschaft der Synagoge, emotional zurück blickt und gleichzeitig Perspektiven der Erinnerungs- und Begegnungsstätte „Synagoge“ aufzeigt, gibt Otto Lohr dem Leser einen Überblick über vergleichbare und nach den Ereignissen des Dritten Reiches als Museen und Begegnungsstätten wieder belebte Gotteshäuser. Den Leser wird das breite aus Emanzipation und sich veränderter Architektur umfassende Spektrum dieser einstigen Synagogenbauten überraschen. Von Augsburg und vielleicht noch Kronach abgesehen, sind es Synagogen weitgehend unbekannter Landgemeinden wie Ermreuth, Floß, Veitshöchheim, Urspringen, Schnaittach und Memmelsdorf. Rückblickend kann bei einigen von Alleinstellungsmerkmalen gesprochen werden. So war bis in das 19. Jahrhundert die jüdische Gemeinde Floß die einzige politisch selbstständige in Bayern. Schnaittach ist eines der wenigen noch vorhandenen Beispiele getrennter Beträume für Männer und Frauen.

Um die Geschichte, vor allem die in ihrer Art wohl einmalige Entstehung der jüdischen Gemeinde in Sulzbach zu verstehen, ist es notwendig, auf die dortigen politischen und religiösen Verhältnisse in der Mitte des 17. Jahrhunderts einzugehen. Dieses Kapitel hat Stadtarchivar Johannes Hartmann übernommen. Sulzbach war Teilherzogtum in der nach dem Bayerischen Erbfolgekrieg geschaffenen Jungen Pfalz. Der ständigen Religionswechsel überdrüssig, tolerierte 1652 der regierende Herzog Christian August beide christlichen Religionen. Das wohl einzige landesweite Simultaneum Deutschlands, wenn nicht gar Europas entstand. Bildung – die Lieblingslektüre des Herzogs war die Kabbala –, Toleranz und sicher auch Streben nach wirtschaftlichem Aufschwung erlaubten die Ansässigmachung von Juden (1666) und die Gründung einer Gemeinde. Ein Regent braucht Finanziers, so bedienten sich die

Sulzbacher Herzöge meist auswärtiger jüdischer Hoffaktoren.

Zu einer funktionierenden Gemeinde gehört ein Rabbinat, eine Synagoge, ein Friedhof, ein nicht unumstrittenes Tauchbad, um den rituellen Verpflichtungen nachzukommen und, nach Möglichkeit, eine Schule. Dies alles war in Sulzbach vorhanden, nur die Synagoge war eine andere als die jüngst (wieder) geweihte. 1822 vernichtete ein Stadtbrand die Synagoge und einen Großteil der Stadt.

Von großer Bedeutung war das Verhältnis zur nichtjüdischen Bevölkerung. Wenn Zeitzeugen, auch jüdische, von Integration, also von Miteinander statt Nebeneinander in der Zeit vor dem Dritten Reich sprechen, so war das Verhältnis nicht immer ungetrübt. Der Friedhofsaufstand von 1752 spaltete z. B. das christliche und das jüdische Lager. Am abseits gelegenen jüdischen Friedhof sollte ein Tahara-Haus gebaut werden. Nach und nach verschwand das Baumaterial. Die Schuldzuweisungen eskalierten, schließlich musste der Herzog schlichten. Zeitgleich kam es zu einem weiteren Streit, den der Herzog nicht zu schlichten vermochte: André Griemert untersucht die Klage des Juden Säckel Fränkel vor dem Reichshofrat. Es ging um einen von der Bürgerschaft als Gewohnheitsrecht geforderten und von Fränkel nicht mehr geduldeten Durchgang durch sein Haus. Doch dieser Streit und andere geschilderte Meinungsverschiedenheiten wären sicher auch unter Christen möglich gewesen. Und: Es gab auch Streit innerhalb der Judengemeinde.

Zur Blütezeit der jüdischen Gemeinde stellte diese gut 10 Prozent der Einwohner Sulzbachs, anlässlich der Erhebungen zum Judenedikt 1813 werden 62 Familien mit etwa 350 Personen erwähnt. Doch bedeutete die Gleichstellung mit den Nichtjuden 1861 wie bei vielen anderen Landgemeinden den Niedergang. Juden wanderten der besseren Erwerbsmöglichkeiten wegen in die Städte ab. Bereits vor dem Dritten Reich war die Gemeinde nicht mehr lebensfähig, die Synagoge wurde 1934 von der Stadt übernommen, der letzte Sulzbacher Jude wanderte 1936 nach Amerika aus.

Fünf Jahre nach dem Stadtbrand, also 1827, begann der Bau der jetzigen Synagoge. Die Lage innerhalb der mittelalterlichen Stadtbefestigung rief förmlich nach archäologischer Erkundung. Nach dem Archäologen brauchte nicht gesucht zu werden: Mathias Hensch sind nach seinen Grabungen im Schloss und weiteren Stellen der Sulzbacher Altstadt umfangreiche Kenntnisse zur Neuschreibung der Stadtgeschichte zu danken. So konnten archäologische Funde aus dem Bereich des Synagogenareals bis in das 8. Jh. zurückdatiert werden. Der Nachweis einer Befestigungsmauer aus der Mitte des 14. Jahrhunderts gelang ebenso wie der Brückenschlag zu anderen „Baustellen“ in der Altstadt. Die Untersuchungen im Inneren der Synagoge bestätigten den Bauzustand und geben teilweise Einblick in die völlig unbekannte Ausstattung des ersten 1737/40 gebauten Gotteshauses, dessen Bauzustand Camilla Weber anhand weniger Überlieferungen beschreibt. Interessant dabei auch die Auseinandersetzungen mit der poltischen und der katholischen Gemeinde um den Bau und, wie in vielen Parallelfällen, die Unterstützung durch Hoffaktoren. Elisabeth Vogl schlägt den Bogen zum Neubau nach dem Brand, würdigt die verschiedenen Bauentwürfe und die Innenausstattung der Synagoge und übernimmt die Einordnung dieses Baus in der Entwicklungsgeschichte jüdischer Sakralbauten. Nach dem Verkauf an die Stadt war der Bau Heimatmuseum und schließlich Wohn- und Lagerraum. Mit den in dieser Phase eingetretenen baulichen Veränderungen stellt die Autorin den Zustand bei Beginn der Restaurierungsarbeiten vor. Markus Lohr befasst sich mit der Untersuchung der Bausubstanz als Voraussetzung für die Restaurierungskonzepte. Diese beschreibt Johann Geitner mit der Rekonstruktion von Fassade, Raumschale und Ausstattung, Michael Salberg das Dachtragwerk und Hildegard Sahler das denkmalfachliche Konzept der Sanierung. Von der verantwortlichen Architektin, Petra Hofmann, erfährt der Leser die Bemühungen, mit Hilfe der Befunduntersuchungen ein Instandsetzungskonzept zu erarbeiten, welches eine weitestgehend originalgetreue Rekonstruktion ermöglichen sollte.

Die Neugierde des Besuchers hinsichtlich des Originalzustandes vor dem Verkauf be-

friedigt eine 3D-Visualisierung, beschrieben durch Annika Zeitler.

Ein besonderes Schmankerl ist das von Andreas Angerstorfer aus dem Hebräischen transkribierte Protokollbuch der jüdischen Gemeinde für die Zeit der Gründung bis zum Ende der Herrschaft von Herzog Karl Theodor. Protokolliert sind die jährlichen Schutzgeldzahlungen gemessen am Vermögen, wobei den Erhebungen im Zusammenhang mit den beiden Erbfolgekriegen im 18. Jh. besondere Bedeutung zukommt. Das Protokollbuch beschränkt sich jedoch nicht nur auf das rein Monetäre, Angerstorfer geht auch auf das seinerzeitige kriegerische Geschehen rund um Sulzbach ein.

Bereits 1669 begann die einmalige Geschichte des meist vom Prager Judentum beeinflussten hebräischen Druckes in Sulzbach. Über fast 200 Jahre sind hier vier jüdische Druckereien nachzuweisen – Sulzbach war der bedeutendste hebräische Druckort Deutschlands, der fünftgrößte Europas. – Ittai J. Tamari beschreibt die Druckereien, Elisabeth Singer die Drucke aus süddeutschen Genisafunden. Beispielhaft wird die Arbeit des einstigen Bezirksrabbiners Magnus Weinberg zitiert, die Problematik um den Zustand und die Erhaltung der Funde und deren Inhalt, Drucktechnik usw. dargestellt. Mit einem Brückenschlag zu den zeitgleich arbeitenden christlichen Druckereien bis hin zur interkonfessionellen Bibelanstalt des Johannes Esaias Seidel stellt Markus Lommer Sulzbach als konfessionsübergreifenden, von Toleranz geprägten Druckort dar. Doch nicht nur Drucker und Druckort, auch in Sulzbach aktive Gelehrte, Philosophen und Theologen werden gewürdigt. Stellvertretend seien Knorr von Rosenroth, Franciscus Mercurius van Helmont und Joseph Franz von Allioli genannt. Schließlich stimmen Erinnerungen an die 1934 erfolgte Emigration der Familie Prager, wiedergegeben von deren Enkelin Carol Veis-Kratenstein und von Oskar Prager, dessen Großeltern in Sulzbach lebten, wo er als Kind die Ferien verbrachte, sowohl auf einstiges Miteinander als auch auf den durch Gewaltherrschaft erzwungenen Exodus ein. Das von Johannes Hartmann transkribierte Verzeichnis der 62 Matrikelfamilien gibt schließlich einen Überblick über Alter, Familie, Vermögen und „Nährstand“ der 1817 in Sulzbach lebenden Juden.

Unter „Erinnern & Begegnen“ besprechen Elisabeth Vogl und Markus Lommer das künftige Nutzungskonzept der Synagoge. Die fünf Oculi über der Frauen-Empore stehen für künftiges Geschehen (Netzwerk Jüdische Oberpfalz: Regensburg, Sulzbürg, Sulzbach, Floß; Synagoge Sulzbach: Baugeschichte, Sanierung, hist. Bedeutung; Spuren jüdischen Lebens in Sulzbach: vom Mittelalter bis in die Gegenwart; Sulzbachs hebräische Druckerei: Unternehmen von internationalem Rang; Bibelstadt Sulzbach: Ort der Toleranz, Impulsgeber zur „Bibelbewegung“).

Die Festschrift mit Grußworten des Bürgermeisters Michael Göth, Josef Schuster, Vizepräsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern und Vizepräsidentin des Europäischen Jüdischen Kongresses und Michael Trüger, Mitglied des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, ist in ihrer Art ein wohl einmaliges

Werk über eine wohl einmalige jüdische Gemeinde. Deren einstiges Gotteshaus als neu erstandener Ort im Sinne von „Zachor“, erinnere Dich! und des Begegnens, deren Würdigung und leider auch deren Niedergang widmet sich das Werk. Doch viel gäbe es noch zu schreiben, so über Herzog Christian August und dessen Vorliebe für das Studium der Kabbala, über das Wirken dessen Hof- und Kanzleirates Knorr von Rosenroth und dessen innerchristlichen Dialog und Brückenschlag vom Christen- zum Judentum. Oder über das Schaffen und die Publikationen des Bezirksrabbiners Magnus Weinberg, über den Sulzbacher Friedhof, dem nach Sulzbürg ältesten in Altbayern, über die Einbindung ererbter Judengemeinden in die Oberpfalz und damit in altbairische Lande mit einem im Mittelalter erlassenen Verbot jüdischer Ansässigmachung. Das vorliegende Buch „Ehemalige Synagoge in Sulzbach“ ist sicher nicht das letzte dieser vielversprechenden Reihe.

Dieter Dörner

Totengedächtnis im katholischen Regensburg. Ausstellung in der Bischöflichen Zentralbibliothek Regensburg, St. Peters-Weg 11–13, 25. Oktober 2013 bis 31. Januar 2014 (Bischöfliches Zentralarchiv und Bischöfliche Zentralbibliothek Regensburg. Kataloge und Schriften 33) Lindenberg i. Allgäu 2013; 392 S.: zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-89870-855-5

Das Totengedächtnis nimmt im christlichen Glauben eine zentrale Stellung ein. Angesichts des schwindenden Jenseitsglaubens unserer Zeit gerät dabei leicht in Vergessenheit, worum es eigentlich geht: Nicht nur um die Erinnerung an einen lieben Menschen, sondern auch darum, ihm im Jenseits die nötige Unterstützung zukommen zu lassen, den Aufenthalt im *purgatorium* zu erleichtern. Das Gedenken an die Verstorbenen verbindet in der christlichen Tradition die Gemeinschaft der Lebenden und der Toten.

Es ist das Verdienst des vorliegenden Bandes, einen Überblick über diese vielfältigen Formen des katholischen Totengedenkens in Regensburg zu geben. Der Leser begibt sich dabei auf eine Zeitreise durch die Jahrhunderte; vom Mittelalter bis heute lernt er Manifestationen dieses Gedenkens kennen. Johann Gruber setzt sich in seinem Beitrag „Totengedenken und Gottesdienste für Verstorbene“ mit der spezifischen Überlieferungssituation der Regensburger Klöster und Stifte auseinander: Er beginnt mit den frühen Formen des

organisierten Gedenkens in den Nekrologien von St. Emmeram, Obermünster, Niedermünster, Hl. Kreuz, St. Jakob und Prüfening und kommt im Anschluss auf die Totenroteln zu sprechen, mit denen verbrüdernten Konventen die Namen der verstorbenen Mitbrüder bekannt gemacht wurden; abgerundet wird der Beitrag durch einen Blick auf die vielfältigen Bruderschaften, in denen sich vornehmlich Laien zu gegenseitiger Memorialpflege zusammenschlossen und -schließen.

Stephan Acht beschäftigt sich mit einem Aspekt der außerliturgischen Memoria: den häufig repräsentativ ausgestalteten Grabdenkmälern und Epitaphien in Regensburger Kirchen und Kreuzgängen. Er gibt zunächst einen Überblick über die reiche Literatur zum Thema, die versammelten Beiträge reichen von Andreas von Regensburg bis zu den neuesten Veröffentlichungen; anschließend widmet er sich der Situation in den einzelnen Regensburger Kirchen: dem Dom mit der ehemaligen Dompfarrkirche St. Ulrich, dem

Kloster St. Emmeram mit der Pfarrkirche St. Rupert, dem Ober-, Nieder- und Mittelmünster, der Alten Kapelle, Prüll, St. Jakob, Prüfening, St. Johann, St. Mang, St. Ägid, St. Katharinenspital, St. Salvator (Minoriten), St. Blasius, Heilig Kreuz, dem Klarissenkloster, St. Salvator (Augustinereremiten), St. Leonhard, dem Leprosenhaus St. Lazarus, den Klöstern der Kapuziner, Karmeliten und der Stadtamhofer Franziskaner, dem dortigen Frauenkloster Notre Dame, der Dreifaltigkeitskirche, schließlich der Wallfahrtskirche Regensburg-Dechbetten und dem Peterskirchhof am Bahnhof.

Die Gräfte der Regensburger Stifte und Klöster hat sich Andreas Jobst vorgenommen. Die Bestattung in Kirchen, Kreuzgängen und Gräften, mithin bei den Heiligen, deren Fürsprache man sich im Jenseits erhoffte, war bis ins 18. Jahrhundert allgemein üblich. Erst allmählich empfand man vor dem Hintergrund geänderter hygienischer Auffassungen den Verwesungsgeruch, der von den Leichen ausging, als gesundheitsgefährdende Bedrohung und verbot diese Praxis. In Regensburg wurde erst im 19. Jahrhundert ein innerstädtisches Bestattungsverbot durchgesetzt, wobei die Regelungen für die Klöster – unter Beachtung sanitätspolizeilicher Vorgaben – teilweise wieder gelockert wurden. Die beiden traditionellen katholischen Friedhöfe, der Obere und der Untere Katholische Friedhof, wurden dementsprechend im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert außerhalb der Stadt angelegt – obwohl sie heute im Stadtgebiet liegen. Wie Jobst in einem zweiten Beitrag über die katholischen Begräbnisstätten der Stadt erläutert, versinnbildlicht die räumliche Trennung von den Verstorbenen einen tiefgreifenden Mentalitätswandel; die Vorstellung von der Gemeinschaft der Lebenden und der Toten, wie sie im christlichen Mittelalter selbstverständlich war, verlor seine Bedeutung. Während des Mittelalters gab es in Regensburg eine große Zahl von Kirchhöfen bei Kirchen, Klöstern und Stiften.

Obwohl auch der *Codex Iuris Canonici* von 1917 bestimmte, dass keine Leichen mehr in Kirchengebäuden beigesetzt werden sollten, gab es weiterhin Ausnahmen. Insbesondere die Ortsbischöfe bestattete man weiterhin in ihren Kathedralkirchen. Mit den Begräbnissen der Regensburger Bischöfe setzt sich daher Camilla Weber auseinander, beginnend mit demjenigen Carls von Dalberg im Jahre

1817; es folgen diejenigen der Bischöfe Johann Nepomuk von Wolf, Johann Michael von Sailer, Georg Michael Wittmann, Franz Xaver Schwäbl, Valentin von Riedel, Ignatius von Senestréy, Antonius von Henle, Michael Buchberger und Rudolf Graber.

Werner Chrobak gibt in seinem Beitrag einen Überblick über katholische Leichenpredigten. Die Leichenpredigt als Grabrede ist ein Bestandteil der europäischen Begräbniskultur, der sich bis in die Antike zurückverfolgen lässt und die im Christentum seit der Zeit der Kirchenväter belegt ist. Gleichwohl war sie im Mittelalter zunächst kaum verbreitet. Als älteste Leichenpredigt des Mittelalters gilt jene, die Bischof Wolfgang von Regensburg 973 auf Bischof Ulrich von Augsburg hielt. Vor allem die Bettelorden verbreiteten die Leichenpredigt; im Spätmittelalter begann man gar Leichenpredigtsammlungen anzulegen. Die Leichenrede wurde von der katholischen Obrigkeit seit der Reformation zunehmend kritisch gesehen, da die – häufig gedruckte – protestantische Leichenrede mit ihrer ehrenden Betonung des Lebenslaufs des Verstorbenen theologisch einen anderen Gehalt hatte, jedoch auf nicht wenige Katholiken eine gewisse Anziehungskraft ausübte. Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil schließlich hat sie auch im katholischen Begräbnisritus ihren festen Platz – eine Lobrede soll sie allerdings nach wie vor nicht sein.

Anhand von Handschriften und Drucken Regensburger Provenienz behandelt Raymond Dittrich das Totengedenken in Liturgie und Musik, etwa am Beispiel der Totenliturgie für die Regensburger Bischöfe. Die katholische Sterbe-, Begräbnis- und Jahrtagsliturgie unterlag vom Frühmittelalter bis zur Frühen Neuzeit einem nicht unbedeutenden Wandel: Stand zunächst – in Abgrenzung von der vorchristlichen Totenklage – noch die Botschaft der Auferstehung im Vordergrund, so trat sie mit dem Siegeszug des Fegefeuers zunehmend in den Hintergrund; in der *Missa pro defunctis* dominierten nun Sühne und Buße, bedeutendstes Element wurde die Absolution. Erst mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wurde der österliche Charakter der Liturgie wiederhergestellt.

Franz von Klimstein untersucht in zwei Beiträgen zwei vergleichsweise neuere Aspekte des katholischen Totengedenkens: Sterbebilder und Kriegerdenkmäler.

Sterbebilder bzw. Totenzettel entstanden allmählich im 17. Jahrhundert, blieben aufgrund der mit dem Druck verbundenen Kosten freilich zunächst Wenigen vorbehalten; erst im 19. Jahrhundert setzten sie sich allgemein durch, in der Diözese Regensburg um die Mitte des Jahrhunderts. Sterbebilder waren es auch, die den Anstoß zu der Ausstellung in der Bischöflichen Zentralbibliothek gaben, in deren Rahmen das hier besprochene Werk als Begleitband konzipiert wurde. Kriegerdenkmäler – verstanden als Denkmäler, die an alle Gefallenen erinnern, nicht nur an militärische Führungspersonen – entstanden erst nach der Französischen Revolution. Im Deutschen Reich wurden sie erstmals für die im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/1871 Gefallenen errichtet. Klimstein geht in mehreren knappen Kapiteln auf die einzelnen Kriegerdenkmäler in Regensburg gesondert ein.

Der Band wird abgerundet durch einen umfangreichen, mit zahlreichen farbigen Abbildungen versehenen Katalogteil; außer den thematischen Schwerpunkten der Beiträge sind in diesem Katalog noch drei weitere Aspekte des katholischen Totengedächtnisses in Regensburg berücksichtigt: die Beerdigungen verschiedener Klassen, Problemfälle bei Beerdigungen und die Sterbematrikeln. Fazit: Ein gelungener, auch im Aufsatzteil reich bebildeter Überblick zu diesem für die Stadtgeschichte epochenübergreifend wichtigen Thema und eine Fundgrube für jeden, der sich mit der christlichen Memorialkultur in Regensburg beschäftigt. Er ruft uns ins Bewusstsein, was schon Domkapitular Prälat Josef Grabmeier bei der Ausstellungseröffnung sagte: „Der Tod wird aus unserer Gesellschaft verdrängt. Man will ewig leben und Freude haben. Doch der Tod gehört zum Leben.“

Dominik Kaufner

Rainer Barbey – Erwin Petzi (Hg.), *Kleine Regensburger Literaturgeschichte*, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2014; 288 S.; zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-7917-2570-3

„Es gibt bisher kein Kompendium zur Regensburger Literatur.“ (S. 11) Doch Rainer Barbey und Erwin Petzi sind mit einem Stab von 24 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern angetreten, um diesem Mangel abzuwehren. Das Resultat ist die nun erschienene „Kleine Regensburger Literaturgeschichte“.

Der Band enthält insgesamt 57 Einzelbeiträge, auf die hier natürlich nicht im Detail eingegangen werden kann. Die Frühe Neuzeit ist mit acht Aufsätzen vertreten, „Aufklärung, Klassik und Romantik“ mit sieben. Zum 20. Jahrhundert gibt es fünf Beiträge. Ein sechster streift zumindest das 21. Jahrhundert. Am breitesten vertreten ist das Mittelalter mit 16 Arbeiten. Die Spannbreite reicht hier von Otloh und Honorius Augustodunensis über die Kaiserchronik, das „Rolandslied“ und den Minnesang bis zu Berthold von Regensburg und Konrad von Megenberg. Als Werke mit besonderem Regionalbezug sind beispielsweise die Schottenlegende und das Dollingerlied zu nennen. An die Seite von Latein und Deutsch tritt in den Werken Rabbi Judas das Hebräische als dritte Regensburger Literatursprache.

Im Bereich der frühneuzeitlichen Literatur sind neben Eneas Silvius Piccolomini und

Johannes Turmair vor allem die protestantischen Barockdichter porträtiert. Der nächste historische Abschnitt – von der Klassik bis zur Romantik – wartet mit großen Namen auf: Hier wird u. a. den Regensburg-Bezügen in den Biographien und Werken von Goethe, Hölderlin, von Arnim, Brentano und Eichendorff nachgegangen. Unter diesem Aspekt werden später auch Thomas Mann und Thomas Bernhard gewürdigt.

Auf den fast dreihundert Seiten wird so ein enormes Spektrum an Themen und historischen Stationen entfaltet, das die Rolle – oder besser: die Rollen – Regensburgs in der Literatur auf vielfältigste Weise ausmalt. Angesichts dieser eindrucksvollen Fülle interessanter Ausführungen fühlt man sich ein wenig pedantisch und naseweis, wenn man einen (freilich krassen) Anachronismus kritisiert: Der im dritten Viertel des 14. Jahrhunderts eher unfreiwillig in Regensburg lebende Konrad von Megenberg befand sich hier keineswegs „im Oberpfälzer Exil“!

Als Zielgruppe des Bandes sind leider nur studierte Germanisten vorgesehen. Wer nämlich kein Mittelhochdeutsch beherrscht, kann die Textzitate und die manchmal ins Detail gehenden Analysen in zahlreichen Mittelalter-

Beiträgen nicht verstehen. In der Folgeauf-
lage sollte diese Hürde niedriger gelegt wer-
den, denn die Thematik kann sicherlich ein
viel breiteres Publikum finden.

Anlass zu Bedenken gibt die konzeptionel-
le und methodische Seite des Kompendiums.
Eher en passant wirft der Band nämlich ein
literaturtheoretisches Problem auf, das
eigentlich eine eingehende Reflexion ver-
dient. Es lässt sich zugespitzt so formulieren:
Kann es überhaupt eine Regensburger Lite-
raturgeschichte geben? Die Herausgeber be-
ziehen in ihrer Einleitung Stellung zu der
Frage, ob „nach der Postmoderne“ (S. 11)
überhaupt noch (Literatur-) Geschichte ge-
schrieben werden könne, und antworten mit
dem Bekenntnis, dass für sie „die Geschichte
ein erzählbares Kontinuum“ (S. 12) bleibe.
Doch ihre „Regensburger Literaturge-
schichte“ ist kein erzähltes Kontinuum, son-
dern ein Reigen von Episoden und auch
Episödden: es fehlt ein rahmender, zusam-
menhängender Überblick; in den weitgehend
chronologisch geordneten Kapiteln klafft
zwischen Aventinus und den Regensburger
Barockdichtern eine Lücke von mehr als hundert
Jahren. Eine weitere derartige Unter-
brechung gibt es zwischen den Regensburg-
Besuchen von Eduard Mörike (1850) und
Thomas Mann (1906); Goethe, Mann und
auch Thomas Bernhard hielten sich über-
haupt nur tageweise in der Stadt auf.

Eine Regensburger Literaturgeschichte als
konsistent erzählter Ablauf entsteht so natür-
lich nicht. Es ist aber weiter zu fragen, ob sie
überhaupt geboten werden könnte. Weist der
Band womöglich gravierende Lücken auf?
Das hängt nicht zuletzt davon ab, wie eng
oder weit der zugrunde gelegte Literatur-
begriff gefasst ist. Was für die Mediävisten
selbstverständlich ist, nämlich innerhalb
eines weiten kulturgeschichtlichen Horizonts

beispielsweise auch die Gebrauchsliteratur
einzubeziehen, ist in den jüngeren Abschnit-
ten kaum zu finden. Dabei gibt es diese in der
Frühen Neuzeit nicht nur von protestanti-
scher Seite, sondern in stattlicher Zahl auch
aus den katholischen Institutionen der Stadt
– beispielsweise in Form von Gelegenheits-
predigten, Disputationsdrucken, panegyri-
schen Werken, Erbauungsschrifttum u. a. m.
Und wie ist es mit dem Theater-, Verlags- und
Bibliothekswesen des 19. bis 21. Jahrhun-
derts? Mit Schriftstellergruppen oder literari-
scher Kleinkunst des 20. Jahrhunderts?

Nun ist der Nachweis von Lücken aber
noch kein Beweis dafür, dass es eine kontinu-
ierlich und kohärent konstruierte Regens-
burger Literaturgeschichte tatsächlich geben
könnte. Denn es ist auch noch weiter zu fra-
gen: Wie groß und wie kulturell ausdifferen-
ziert muss eine einzelne Stadt überhaupt sein,
um eine kontinuierliche Literaturgeschichte
hervorbringen zu können? Wie eng können
die Grenzen eines Literaturraums gezogen
werden, ohne dass dessen literaturgeschicht-
liche Kohärenz verloren geht? Kann es auf
einem Raum von wenigen Quadratkilometern
ein literaturgeschichtliches Kontinuum über-
haupt geben? Entsteht hier Literatur nicht
eher nur von Zeit zu Zeit, von Anlass zu An-
lass, von Gelegenheit zu Gelegenheit? Über-
legungen zur Regionalität von Literatur-
geschichte, wie sie beispielsweise Norbert
Mecklenburg angestellt hat, wären für be-
sonders kleinräumige Ansätze wohl noch ein-
mal neu und gründlich zu überdenken. Auf
die angekündigte „Folgeaufgabe in den kom-
menden Jahren“ (S. 13) darf man daher ge-
spannt sein, nicht nur wegen ergänzender
Beiträge zu weiteren Themen, sondern auch
wegen sich dann abzeichnender historischer
Linien und Kontinuitäten über die literari-
schen Episoden hinweg.

Georg Schrott

Burgen und Schlösser in und um Regensburg. Beiträge des 27. Regensburger
Herbstsymposions für Kunst, Geschichte und Denkmalpflege vom 23. bis 25. November 2012,
Regensburg: Dr. Peter Morbach-Verlag 2013; 171 S.: zahlreiche Ill.; ISBN 978 - 3-937527 - 65 - 9

Die Geschichte Regensburgs bleibt ohne
die Betrachtung seines Umlands unvollstän-
dig. Es hat also einen guten Grund, warum
die Tagung des Regensburger Herbstsympos-
ions von 2012 sich dieser vielschichtigen
Thematik von Seiten der Burgen und Schlös-

ser her annahm. Der Tagungsband mit den
Beiträgen der Referenten, der pünktlich zum
letztjährigen Herbstsymposion erschien, stellt
eine Auswahl von Burgen und Schlössern in
und um Regensburg vor. Dabei werden ange-
sichts der recht offenen Bezeichnungen

‚Burg‘ und ‚Schloss‘ die unterschiedlichsten Aspekte dieses Themengebietes abgedeckt. Folgerichtig gibt Lutz-Michael Dallmeier einleitend zunächst einen Überblick über diese beiden Begriffe; er schildert anhand von Beispielen, die von der Vor- und Frühgeschichte bis ins Mittelalter reichen, den mannigfaltigen Charakter und die unterschiedliche Funktion der mit dem Terminus ‚Burg‘ belegten Befestigungsanlagen. Die meist unbefestigten Wohn- oder Repräsentationsbauten aus nachmittelalterlicher Zeit bezeichnet man für gewöhnlich als ‚Schlösser‘, wobei die Grenzen hier fließend sind, weil Burganlagen nicht selten zum Schloss umgebaut wurden.

Auch Regensburg trägt die ‚Burg‘ im Namen; Wolf-Armin Freiherr von Reitzenstein geht den vielen Namen Regensburgs durch die Jahrhunderte nach, ein durchaus mühevolleres Unterfangen, denn kaum einer zweiten Stadt hat man so viele verschiedene Namen gegeben wie Regensburg.

Ein burgartiges Erscheinungsbild zeichnen auch die zahlreichen Regensburger Pfalzen aus, die Joachim Friedl und Alois Schmid in ihren Beiträgen genauer beleuchten. Obzwar die Existenz dieser Pfalzen feststeht, ist es nicht immer ohne weiteres möglich, sie im Bereich der heutigen Altstadt genau zu verorten. Friedl spürt der Burggrafenpfalz nach und widmet sich dabei zunächst der historischen Entwicklung der Regensburger Burggrafschaft und dem mächtigen Geschlecht der Pabonen, die die Burggrafschaft seit dem letzten Viertel des 10. Jahrhunderts und bis zu ihrem Aussterben gut 200 Jahre später innehatten. Während die Sitze der Pabonen außerhalb der Stadt – Stefling, Regenstau und Riedenburg – zu lokalisieren sind, ist die Lage der Burggrafenpfalz nicht bekannt, obwohl manches für eine Verortung im Bereich des Ägidienplatzes spricht. Schmid gibt einen Überblick über die früheren Pfalzen. Die älteste, die der Agilolfinger, muss im Umfeld des Niedermünsters gestanden haben, ohne dass Genaueres über sie gesagt werden kann. Auf sie folgten die jüngeren karolingerzeitlichen Pfalzbauten, nämlich die Ludwigspfalz am Alten Kornmarkt und die Arnulfspfalz, die Schmid im Bereich der Vorhalle von St. Emmeram annimmt, die manche aber auch im Bereich des Emmeramplatzes vermuten.

Ebenfalls mit Burgen, zumindest der landläufigen Bezeichnung nach, beschäftigt sich

Kerstin Pöllath, die die Regensburger ‚Patrizierburgen‘ genauer unter die Lupe nimmt. Schon der Begriff ist problematisch, er bleibt unscharf; die Verfasserin steht ihm daher skeptisch gegenüber und hält weniger bildhafte Bezeichnungen für geeigneter. Sie untersucht die Entwicklung und Funktion dieser früh- und hochgotischen Anwesen mit Turm, deren Wehrcharakter in Regensburg, im Gegensatz zu den häufig als Vergleich bemühten italienischen Geschlechtertürmen, keineswegs gesichert, vielleicht eher zweifelhaft ist.

Einen Bogen vom Mittelalter bis zur Frühen Neuzeit spannt dann Michael Schmidt in seinem etwas langatmigen Beitrag zum barocken Schloss Pürkelgut, einem patrizischen Landschloss aus dem 18. Jahrhundert, das mittelalterliche Vorläufer hatte. Schmid deckt in seinem Beitrag die gesamte mittelalterliche und frühneuzeitliche Geschichte von Pürkelgut ab, das unter dem Namen Neu-, später Einhausen Ort eines befestigten Anwesens war, der innerhalb des Regensburger Burgfriedens lag. Am weitesten stößt Peter Styra in die Neuzeit vor. Er schildert in einem kurzen Überblick die Um- und Neubauten der Jahre 1812–1914, die aus dem Kloster St. Emmeram das fürstliche Schloss Thurn und Taxis werden ließen.

Die letzten vier Beiträge schließlich widmen sich dem Themenfeld der Burgen des Regensburger Umlands, ohne deren Betrachtung auch die Geschichte der Stadt unvollständig bliebe. So befanden sich vom 13. bis zum 15. Jahrhundert zahlreiche Burgen in den Händen des städtischen Patriziats wie Peter Morsbach in einem Überblick darstellt. Christine Riedl-Valder und Werner Chrobak nehmen zwei dieser Burgen genauer unter die Lupe. Riedl-Valder beschäftigt sich mit der Geschichte der Burg Ehrenfels bis hin zum aktuellen Baubestand der Burgruine. Sie widmet sich dabei auch ihren einstmaligen Burgherren, den Ehrenfeldern, die wie die eng mit ihnen verwandten Hohenfelder zu den wichtigsten Dienstleuten der Regensburger Bischöfe gehörten und zeitweise auch den Bürgermeister stellten, und ihren Nachfolgern, den Herren von Stauff, die die Burg zu ihrem neuen Familiensitz machten und sich fortan ‚Stauffer zu Ehrenfels‘ nannten. Werner Chrobak rückt mit seiner Untersuchung der Burg Graß wieder näher an die Stadt heran. Auch sie wechselte mehrmals

den Besitzer, nach den Herren von Graß ging sie an die Patrizierfamilien Löbel und Auer, schließlich wurde sie an die Deutschordenskommende St. Ägid verkauft. Ein Überblick

über die Entwicklung des mittelalterlichen Burgenbaus im Regensburger Umland durch ihren besten Kenner, Andreas Boos, rundet den Band ab.

Dominik Kaufner